

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan**

**Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm**

**Leipzig, 1861**

Land und Leute

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Der Vulkan Miata.

## Einleitung.

### Land und Leute.

Lage von Japan. — Vulkane und Erdbeben. — Flüsse und Seen. — Klima und Ursachen desselben. — Erzeugnisse. — Japaner und Ainos. — Die drei Religionen. — Ereignisse der ältesten Geschichte. — Die heutige Verfassung. — Der Mikado. — Der Siogun. — Der Staatsrath. — Die Fürsten. — Die Regierungsart. — Das Späherwesen. — Die acht Kasten und die Ausgestoßenen. — Gesetze und Gerichte. — Strafen. — Die Erziehung. — Die Literatur. — Dichtungen und Schauspiele. — Arzneiwissenschaft und Himmelskunde. — Die Zeitrechnung.

**J**apan, dieses wunderbare Inselreich im fernen Osten Asiens, ist in der Gegenwart dasjenige Land, auf welches die Aufmerksamkeit Europas am meisten gerichtet ist. Dieses Land, das England Asiens, intelligent und zukunftsverheißend, aber Jahrhunderte lang durch Mißtrauen hermetisch verschlossen, hat endlich seine Häfen dem Völkerverkehr geöffnet. So erschließt sich plötzlich ein Land mit 34 Millionen Einwohner.

tionen reich begabter, bildungsfähiger Bewohner, mit einer wunderbaren, fremdartigen Kultur, mit dem erfreulichsten Wohlstand und einer achtungsgebietenden stiftlichen Stärke, gleich einer Wunderwelt.

Noch mehr als durch die staunenerregenden Eigenthümlichkeiten der Natur und Sitte auf Japan wird unser Interesse auf jenes Inselreich durch die Lage gelenkt, welche dasselbe einnimmt. Hier in Japan schließt sich der Kreis, den die Ströme der Nationen, die gleichzeitig nach Ost und West unaufhaltsam weiter drängen. Im Osten gingen die Russen am Amur vorwärts, die Engländer in Indien und China, die Franzosen in Cochinchina und von der entgegengesetzten Seite breiteten die Vereinigten Staaten sich bis zu den Ufern des Stillen Oceans aus. Sie alle treffen mit ihren Interessen in dem Wunderlande Japan zusammen.

Der freie Verkehr mit diesem Reiche wird einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Welthandels begründen, der auch für den Handel unsers eignen Vaterlandes unmittelbar vom höchsten Interesse ist. Einer großen Zahl Erzeugnisse des Gewerblleißes eröffnet sich bei dem an zahlreiche Bedürfnisse eines verfeinerten Lebens gewöhnten Volke ein weites Absatzfeld, und an den magischen Reiz, welchen das Befremdende, Ueberraschende und Wunderbare jenes Reiches uns bietet, knüpft sich unzertrennlich der äußere Vortheil an. Bereits hat eine der ersten deutschen Nationen, Preußen, die Tragweite dieser Verbindung mit Japan gefühlt, und eine Gesandtschaft befindet sich dorthin unterwegs, um in gleicher Weise Handelsverbindungen zu knüpfen, wie es die oben genannten Völker gethan.

Wir glauben deshalb in geeigneter Weise unsern Leser entgegen zu kommen, wenn wir ihnen über dieses so höchst bedeutungsvolle Land und Volk ebenso reiche als interessante und eingehende Belehrungen bieten und alles Das zusammenfassen, was durch die verschiedenen Expeditionen der Neuzeit, insbesondere durch jene unter Führung des Commodore Perry bekannt geworden ist.

Japan ist ein Inselreich. Rechnet man alle unbewohnbaren Felsen und Riffe mit, so erhält man für seine Eilande die Zahl 3850. Nur drei derselben im eigentlichen Japan, Nippon, Sikok und Kjusiu, sind von bedeutendem Umfang. Von den Inseln, die vom Hauptreiche abhängen, ist Jesso die größte. Die japanischen Kurilen und der japanische Antheil an der Insel Sachalin liegen am weitesten nördlich, die Liu-kiu und die Bonin-Inseln, wenn die letztern überhaupt noch zu Japan gerechnet werden können, reichen nahe an den Wendekreis des Krebses. Einschließlich der Liu-kiu erstrecken sich die japanischen Inselgruppen von 24° 16' bis zu 50° nördlicher Breite und von 120° 58' bis zu 148° 25' östlicher Länge von Paris, oder über 26 Breitengrade und 27 Längengrade. Alle Inseln zusammen haben einen Flächeninhalt von 7521 deutschen Geviertmeilen und werden von 33 — 34 Millionen Menschen bewohnt.

Das große Weltmeer bespült die südlichen und östlichen Küsten von Japan. Im Westen wird die Grenze von einem Binnenmeer, dem sogenannten Japanischen Meer, gebildet, zu dem zwei Haupteingänge führen, im Süden die Straße von Korea und im Norden der tatarische Meerbusen. Jesso und die japanischen Kurilen

bilden die südliche Einfassung des Meeres von Schoßk. Alle diese Meere gelten für gefährlich und drohen dem Schiffer mit Untiefen, Klippen und Strömungen, im Norden auch mit dichten Nebeln, die tagelang auf den bewegten Wellen liegen. An einer der schlimmsten Küsten, bei der Insel Sachalin, wo die Strömung sehr reißend ist und das Ohr bald hier, bald da das Tosen der Brandung an Felsen und Klippen hört, gerieth der Weltumsegler Krusenstern in einen Nebel, der ihm nicht 60 Fuß weit zu sehen erlaubte. Auch die Stürme und Orkane (Teifuns) jener Gewässer werden sehr gefürchtet. Sie kommen oft plötzlich, und nichts kündigt sie an, als das etwas lautere Rauschen der Brandung und kurze Windstöße, deren eigenthümliches Gestöhn Denjenigen, welcher sie schon gehört hat, auf die heranziehende Gefahr aufmerksam macht. Die amerikanische Fregatte „Vincennes“ wurde in einer rings von Bergen umschlossenen Bucht von einem solchen Sturme überfallen, und obgleich sie vier Anker im Wasser hatte, wäre sie doch fast auf den Strand geworfen worden.

Die Japaner nennen ihr Reich Nippon, Hinomoto und Jamalo. Die beiden ersten Namen bedeuten dasselbe, nämlich „von der Sonne geschaffen“, und auch das chinesische Zipangu, das durch Marco Polo in Europa bekannt geworden ist, bezeichnet Mehlisches, da es mit „Königreich der Morgensonne“ zu übersetzen ist. Jamalo heißt „Land der Berge“ und dieser Name ist dem Charakter des Landes ganz angemessen, denn die drei Hauptinseln Nippon, Sikok und Kjusiu sind gebirgig. Namentlich läuft durch Nippon dessen ganzer Länge nach eine Bergkette, die in einzelnen Gipfeln über die Linie des ewigen Schnees aufsteigt, im Allgemeinen aber eine so mäßige Erhebung hat, daß bis zur Wasserscheide der Ströme, die auf der einen Seite dem großen Weltmeer, auf der andern Seite dem Japanischen Meer zufließen, Ackerbau getrieben werden kann. Japan liegt in der Linie vulkanischer Thätigkeit, die in Kamtschatka beginnt, in den Aleuten sich fortsetzt, durch die Philippinen, Sumbava und Java nach Sumatra läuft und sich dann in nordwestlicher Richtung der Bai von Bengalen zuwendet. Die Ausgangspunkte der unterirdischen Kräfte, an denen man die Richtung dieser Linie wahrnimmt, sind in Nippon, Jesso und Kjusiu zahlreich. Es giebt Naphthabrunnen, Erdspalten, aus denen Wasserstoffgas entweicht, heiße Quellen und erloschene oder noch thätige Vulkane.

Der höchste Berg aller Inseln ist der Fusi-Jama, eine ungeheure abgestumpfte Pyramide von 12,000 Fuß Höhe, den die Abbildung S. 5 darstellt.

In der Regel ist der kegelförmige Gipfel dieses herrlichen Berges mit einem Schneekleide bedeckt, das einen, höchstens zwei Monate lang den Strahlen der Sonne weichen muß. Sein südlicher Fuß badet sich in den Wellen des Meeres, sein nördlicher Abhang läuft weit ins Innere des Landes fort. Seine schönen Formen erhalten einen zauberischen Reiz, wenn sein unterer Theil, dessen tief gesättigtes Blau einen wunderbaren Effekt macht, durch eine Wolkenschicht von dem im Abendroth glühenden Schneegipfel getrennt wird.

Der Fusi-Jama (Jama heißt Berg) liegt auf der Insel Nippon im Bezirk Suruga. Er hob sich im Jahre 285 vor Christi Geburt während eines Erdbebens empor, und in derselben Zeit entstand der große See Mitsu, Dits oder Biwato

in der Nähe von Miyako. Lange Zeit war er der thätigste und furchtbarste der japanischen Vulkane. Einer seiner heftigsten Ausbrüche war der von 799. Vier- unddreißig Tage lang warf der Berg Asche aus, von der die ganze Umgegend bedeckt wurde. Im folgenden Jahre wurde die Bevölkerung wieder durch ihn in Schrecken versetzt, dann schwieg er bis 863. Seine damalige Thätigkeit war nur das Vorspiel zu dem größern Ausbruch von 864, mit dem drei Erdschütterungen verbunden waren. Nachdem zehn Tage lang Flammen aus seinem Gipfel aufgestiegen und Sand und Asche 30 Stunden im Umkreise umhergeslogen waren, öffnete sich sein Fuß mit Donnergeräusch und ließ einen Lavaström hervortreten, der drei Stunden weit floß. Im Jahre 1708, in der Nacht vom 23. auf den 24. des elften Mondes, schleuderte er aufs neue ungeheure Felsstücke, Flammen, glühenden Sand und Aschenmassen, die auf weite Entfernungen fortgetragen wurden und in der Nähe von Jeddo mehrere Zoll hoch den Boden bedeckten. Seitdem hat der Fusi-Zama geschwiegen.

Der Sira-Zama oder Weiße Berg, der ebenfalls der Insel Nippon angehört, kommt dem Fusi-Zama an Höhe nahe. Auch er scheint erloschen zu sein, oder ist wenigstens nicht mehr gefährlich. Die japanischen Jahrbücher kennen bloß aus den Jahren 1239 und 1554 Ausbrüche von ihm. Die Insel Kjusiu hat fünf thätige und eine Menge erloschener Vulkane. Als Repräsentanten dieser Berge wählen wir den Mitake in der Provinz Satsuma, dessen charakteristische Formen, wie unser Bild S. 1 sie darstellt, keinen Zweifel an seinem vulkanischen Ursprunge zulassen.

Der eigentliche vulkanische Herd dieses Theiles von Japan ist Simabara, die östliche Spitze der Provinz Figen, eine Halbinsel, 2¼ deutsche Meilen lang und 1¼ Meile breit. Hier erhebt sich unter sechs andern Regelbergen der Wunzen oder Wunzendate, der Schrecken der ganzen Umgegend. Kleinere Berge, die bei Erdbeben aus dem Boden hervorbrachen und dann zusammenstürzten, alte und neue Krateröffnungen, Felspalten und Quellen mit siedend heißem Wasser umgeben ihn von allen Seiten. Obgleich geologische Zeichen genug vorhanden sind, welche auf eine frühere Thätigkeit deuten, wissen die Japaner von keinem andern Ausbrüche als dem von 1792. Im ersten, zweiten und dritten Monat jenes Jahres stiegen wiederholt Flammen, Rauch und Asche aus seinem Gipfel, und unterirdische Stöße, die mit entschlicher Schnelligkeit auf einander folgten, erschütterten den Boden. Die wahre Katastrophe stand noch bevor. Am ersten Tage des vierten Monats, in der Mittagsstunde, traten neue Schwingungen des Bodens mit solcher Kraft ein, daß die Stadt Simabara nach wenigen Augenblicken nichts als ein Trümmerhaufen war. Die aus ungeheuren Steinblöcken zusammengefügte Mauern des Schlosses widerstanden, allein alle andern Gebäude wurden zu Boden geworfen. Mit einem Male trat Ruhe ein, und schon hoffte man, daß die Gefahr vorüber sei, als man plötzlich einen betäubenden Donner Schlag hörte. Von den in seinem Schoß gährenden Gewalten gesprengt, war ein nördlicher Ausläufer des Wunzendate in die Luft geslogen. Aus der Oeffnung ergoß sich ein Strom siedenden Wassers, ungeheure Felsmassen rollten die Abhänge hinab, oder stürzten ins Meer, das hoch aufschäumte und die Ufer weithin überschwemmte.

Die Vermischung des Meerwassers mit den heißen Ausflüssen des Vulkans rief eine bei Erdbeben unerhörte Erscheinung hervor: Wasserhosen, die mit wirbelnder Bewegung über das Land zogen und Alles verwüsteten. Der Schaden war ein unermesslicher. Alle Häuser, alle Schiffe waren vernichtet, und die Küste hatte ihre Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Anzahl der Menschen, welche ihren Tod fanden, wird auf 53,000 angegeben.



Der Fuji-Jama.

Die Erdbeben sind in Japan so häufig, daß man sie die schlimmste Geißel des Landes nennt. Siebold hat bemerkt, daß sie stets bei heiterem Himmel und wenn die Luft sehr trocken ist, eintreten. Das Auswerfen von Flammen aus den Vulkanen erfolgt gewöhnlich, wenn im Meere Flut ist. Wie es scheint, regen sich dann auch unter den Wellen, die sich mit gewaltiger Wucht gegen die Ufer stürzen, die gefesselten Naturkräfte. Mehrmals, namentlich bei dem Erdbeben von 1828, das in Japan einen Raum von acht Graden der Breite und sieben der Länge

beherrschte und mit dem Ausbruche des Awatscha in Kamtschatka in Verbindung gestanden haben dürfte, sind Flammen aus dem Meere gestiegen. Am 23. Dezember 1853 erhielt die russische Fregatte „Diana“, die im Hafen von Simoda vor Anker lag, bei einem Erdbeben, dessen Wirkungen besonders im Meere sich äußerten, solche Beschädigungen, daß sie bald darauf zu Grunde ging. Das Wasser wogte eine Zeit lang in unruhiger Bewegung und trat darauf so weit zurück, daß der Boden der Bucht, der in gewöhnlichen Zeiten 30 Fuß hoch mit Wasser bedeckt ist, bloßgelegt wurde. Unmittelbar darauf kehrte es hoch wie ein Berg zurück, warf sich auf die Schiffe, auf das Ufer, auf die Stadt und zertrümmerte entweder alle Gegenstände, die es erreichte, oder riß sie mit sich fort. Dieses Hin- und Herwogen wiederholte sich fünfmal, und nicht genug, daß das Ufer mit Trümmern von Häusern und Schiffen wie besäet wurde, ertranken viele Einwohner, ehe sie sich auf die Anhöhen zu retten vermochten. Die „Diana“ lag bald so auf dem Trocknen, daß ihre im Grunde hastenden Anker sichtbar wurden, bald wirbelte sie in dem Wasserberge auf eine furchtbare Art herum. Die Mannschaft hatte den Eindruck, als habe sich ihr Schiff in einer halben Stunde dreiundvierzigmal um sich selbst gedreht, und viele Matrosen bekamen den Schwindel. Das Schiff verlor das Steueruder und einen Theil des Kiels, und obgleich es sich für den Augenblick auf dem Wasser erhielt, scheiterte es doch, als es zur Ausbesserung nach Heda gebracht werden sollte.

Die japanischen Gelehrten glauben aus den vulkanischen Erscheinungen auf zukünftige Dinge schließen zu können. Tritt ein Erdbeben Morgens oder Abends ein, so verkündet es heiteres Wetter, bemerkt man es genau in der zweiten Frühstunde oder um sechs Uhr Nachmittags, so folgt ein Sturm, und werden die Stöße um Mittag oder Mitternacht gespürt, so sagen sie eine große Seuche an. Die Ursachen der Erderschütterungen kennen sie nicht, und das Landvolk hilft sich mit der Erklärung, daß ein riesiger Walfisch, der das Land mit seinem Schweife peitsche, die bewegende Kraft sei. Sechs ihrer Feuerberge und vier ihrer heißen Quellen werden die zehn HölLEN Japans genannt. Zwei der letztern von bedeutendem Umfang, Oho-tsiogot und Ko-tsiogot, die große und die kleine HölLE genannt, haben in den Christenverfolgungen des 17. Jahrhunderts eine traurige Berühmtheit erlangt. Hunderte von standhaften Märtyrern haben in diesen beiden siedenden Kesseln ihren Tod gefunden.

Trachyt und Basalt sind in den Landestheilen, die bisher von Europäern besucht werden konnten, die vorherrschenden Gesteine. Interessante Basaltbildungen zeigt das beigegebene Londruckbild. Das von einem Gebirgsbache bewässerte Thal ist das von Wanoga; der Berg im Hintergrunde hat die abgestumpfte Kegelform der Vulkane, und auch die Höhe zur Linken verräth durch ihre Gestalt, daß sie einer Hebung ihr Dasein verdankt.

Mitten in den Ebenen ragen Trachytblöcke und Basaltfelsen auf, die durch Erderschütterungen von den Höhen gestürzt oder von Bergströmen unterwaschen und fortgerissen wurden. An vielen Stellen tritt Feldspath, Gneis, Gyps und schönkörniger Granit zu Tage. Zwischen den Felsblöcken des letztern Gesteins

bindung  
Dezem-  
r Anter  
ferten,  
r mochte  
das der  
deut  
zurück,  
stwedder  
D Her-  
mmern  
ebe sie  
Trost-  
dem  
druck,  
st ge-  
teuer-  
f dem  
bracht

en auf  
bends  
Früh-  
Stöße  
Die  
ut der  
stische,  
ellen  
ndem  
haben  
nthheit  
enden

rn be-  
ungen  
Thal  
sform  
einer

durch  
afchen  
s und  
bestens



Druck von B.G. Teubner in Leipzig.

### Das Duraltthal von Wanoga.

Gemalt: Reichel von Otto Spamer.



gibt man die  
wertvolle W  
Reinheit  
jüngsten  
für die We  
nden Aus  
Wage ist R  
werden in B  
schöpflichen  
legen, sind  
Kaffa  
von Inseln  
Kunig  
nicht breite  
mit so viel  
rei bleibt.  
Wer zu W  
zwischen de  
die Straße  
spät ins  
tel. Die  
Sohn un  
Di  
Bedeutu  
jünf Beg  
und Nag  
plagen.  
framen do  
Der Citi  
kung sei, u  
ist 10 deut  
Das  
natürlich  
Gie von  
Friede,  
Kij der  
wche Rik  
Feldblö  
ke mittler  
Kunig das  
Zu  
woden.  
Eitel u

gräbt man die beste Porzellanerde. Außer dieser Erde birgt der Boden noch andere werthvolle Mineralien und Metalle. Das japanische Gold ist von ungewöhnlicher Reinheit und wird fast überall aus dem Sande ausgewaschen oder aus Erzen geschmolzen, am meisten im Norden und auf der Insel Sado, westlich von Nippon. Für die Menge des Silbers reinsten Art, das man gewinnt, sprechen die bedeutenden Ausfuhren der Portugiesen in frühern Zeiten. In noch reichlicherem Maße ist Kupfer, das beste der Welt, vertreten. Zinn, Blei und Quecksilber werden in Menge gewonnen, und Schwefel besitzt das vulkanische Land in unerschöpflichen Lagern. Die Steinkohlen, die in einigen der Buchten an der Oberfläche liegen, sind von so schlechter Beschaffenheit, daß sie nicht benutzt werden können.

Auffallend ist die geringe Breite der Wasserstraßen, durch welche die einzelnen Inseln von einander getrennt werden. Die Bungo-Straße zwischen Sikok und Kjusiu mißt an ihrer engsten Stelle kaum mehr als zwei deutsche Meilen, und nicht breiter ist die Linschoten-Straße zwischen Nippon und Sikok, die überdies mit so vielen Inseln besetzt ist, daß bloß ein Kanal von einer Viertelmeile Breite frei bleibt. Die Sangar- oder Tsular-Straße zwischen Nippon und Jesso hat von Ufer zu Ufer häufig nicht mehr als  $1\frac{1}{4}$  deutsche Meilen und die Diemen-Straße zwischen der Südspitze von Kjusiu und Tanegasima ist kaum bedeutender, während die Straße La Perouse, welche zwischen Jesso und Sachalin oder Krasto eine Einfahrt ins Japanische Meer gewährt, dem Schiffer einen größern Raum darbietet. Die Klüften der Hauptinseln sind außerordentlich unregelmäßig, und Golfe, Baien und Meeresarme schneiden tief in sie ein.

Die Flüsse des Landes sind fast alle Bergströme und haben einen kurzen Lauf. Bedeutend ist der Jodo-Gawa, der von einem großen See gespeist wird und für fünf Bezirke der Insel Nippon das Verbindungsmittel ist. Der Sumida-Gawa und Raga-Gawa bilden mit ihren zahlreichen Nebenarmen ein ausgebreitetes Flußnetz. Die minder großen Flüsse Seto-Gawa, Dhoi-Gawa und Abe-Gawa können doch für Schiffahrtszwecke benutzt werden. Von den Seen wissen wir wenig. Der Dits, Mitfu oder Biwako, von dem wir bereits sagten, daß er eine Erdsenkung sei, und der nach japanischen Erzählungen in einer Nacht entstanden sein soll, ist 10 deutsche Meilen lang und höchstens  $3\frac{1}{2}$  Meile breit.

Das Klima von Inseln, die über so viele Breitengrade fortlaufen, muß natürlich ein verschiedenes sein. Unter  $32^{\circ}$  nördlicher Breite entsteht im Winter Eis von mehreren Linien Dicke, unter  $36^{\circ}$  überziehen sich die Seen mit einer Eisdecke, und zwischen  $38^{\circ}$  und  $40^{\circ}$  kann man die Flüsse bei Frost überschreiten. Auf der Insel Jesso herrscht bei Kap Saga, der nordwestlichsten Spitze, eine solche Kälte, daß Weizen spärliche Ernten giebt und die Ainos im Winter ihre Ershöhlen ungern verlassen. In Kjusiu und den südlichen Theilen von Nippon ist die mittlere Wärme in den Sommermonaten  $21^{\circ}$ , und die größte Kälte im Winter bringt das Thermometer nicht ganz auf  $+ 1^{\circ}$  Reaumur herab.

Zwei Ursachen tragen dazu bei, die Ostküste milder als die Westküste zu machen. Die eine dieser Ursachen ist die Bergkette, welche die Inseln Nippon, Sikok und Kjusiu in gleicher Richtung mit der Küste des gegenüberliegenden Fest-

landes durchschneidet. Sie ist hoch genug, um die kalten Winde abzuhalten, von denen Korea und die Mandchurei heimgesucht werden. Die zweite Ursache ist eine Meeresströmung, deren Ursprung in dem großen Aequatorialstrom des Stillen Meeres zu suchen ist, obgleich sie durch die Baschi-Inseln und die Südspitze der Insel Formosa von demselben getrennt wird. Die Strömung hat eine nordöstliche Richtung und berührt sowol die Bonin-Inseln als die Ostküste von Japan. Bei den Japanern hat sie wegen ihrer tiefblauen Farbe den Namen Kuro siwo oder Schwarzer Strom. Unter 40° nördlicher Breite nimmt sie eine mehr östliche Richtung und läßt zwischen sich und die Nordküste von Jesso einen kältern Strom eindringen, der aus dem arktischen Meere kommt, seine Hauptmasse durch die Sangarstraße schiebt, zwischen Korea und den japanischen Inseln fließt, der Ostküste von China folgt und durch die Straße von Formosa ins Chinesische Meer sich ergießt. Die größte Geschwindigkeit erreicht der von Süden kommende Strom bei der Inselgruppe südlich vom Golf von Jeddo, wo dieselbe 16 — 18 deutsche Meilen im Tage beträgt. Sowol hinsichtlich der Breitengrade, in denen der Kuro siwo fließt, als hinsichtlich seiner Richtung hat er eine große Ähnlichkeit mit dem Golfstrom des Atlantischen Oceans. Aber er ist wärmer, denn während die Temperatur des Golfstroms nur um 5° C. höher als die der Breite angemessene Wassermwärme steht, ist der Kuro siwo um 7° C. wärmer als das Meerwasser, das ihn umgiebt. Da der arktische Gegenstrom die japanische Ostküste nicht berührt, so kann diese warme Strömung ihre Wirkung ungestört üben. Sie besteht darin, den Theilen von Japan, neben denen sie hinstreift und die gleichzeitig durch die erwähnte Bergkette vor den Nordwestwinden geschützt werden, eine höhere Temperatur zu verleihen, als sie der Breite angemessen ist. Günstig wirkt endlich auch die Regenmenge, die das ganze Jahr hindurch und im Juni und Juli so reichlich fällt, daß diese beiden Monate von den Japanern den Namen Satsuki, die Jahreszeit des Wassers, empfangen haben.

Der Pflanzenwuchs Japans ist natürlich wie bei uns nach den Jahreszeiten verschieden, doch sind die Uebergänge vom Frühling zum Sommer und vom Sommer zum Herbst unmerklicher. Im Frühling erwacht die Natur aus ihrem Winterschlaf plötzlich, und ein paar Wochen genügen, der Landschaft das lachendste Ansehn zu geben. Mehr als die Hälfte aller Pflanzen stammt aus China, Korea, von den Liu-kiu und aus Europa. Im Süden gedeihen tropische Gewächse, Palmen, Bananen, Bambus und schöne Orchideen. Das Zuckerrohr wird mit Erfolg gebaut, ebenso die Baumwolle, und der Reis giebt zwei Ernten. Die Heepflanze bedeckt ganze Felder, aber ihr Produkt ist nicht so gut wie das chinesische. Ingwer, Pfeffer und Tabak werden in beträchtlichen Mengen erzeugt. Die schöne Camellie ist jetzt eine allgemeine Zierde unserer Zimmer und Gewächshäuser. Der alte Kämpfer zählt noch verschiedene andere Blumen auf, denen die Kunst der japanischen Gärtner die Schönheit, aber nicht den Duft der Rose verliehen hat. Von einheimischem Ursprung sind die beiden Firnißbäume der Inseln und ihr Kampherbaum. Der Usuri, ein schöner und edler Baum, liefert beim Einschneiden einen reichlichen milchartigen und klebrigen Saft, von dem der berühmte, in

Europa so hoch geschätzte Firniß bereitet wird. Ein anderer Baum, Forast genannt, giebt einen Firniß von geringerer Güte. Unter den Maulbeerbäumen ist die chinesische Art, aus deren Rinde nicht bloß Papier, sondern auch Seilwert und Zeug bereitet wird. Von den Feigenarten sind vielleicht nicht alle ausländisch, von den Pflaumengattungen zwei, eine weiße und eine purpurfarbige, beide mit ganz kleinen Kernen, einheimisch.

Kastanien zieht man überall im Reiche, Wallnüsse im Norden, zwei Eichenarten mit eßbaren Früchten vereinigen sich zu Wäldern. Der Bambus ist sehr häufig; die gewöhnlichsten Waldbäume sind Tannen und Cypressen. Die süßen Orangen, Citronen, Pflirsche, Aprikosen, Birnen und Kirschchen, welche letztere man um ihrer Blüte willen in den Gärten pflegt, sind von auswärts eingeführt. Die Anmuth und Mannfaltigkeit der Blumen, welche die Felder, Hügel und Wälder schmücken, ist so groß, daß Japan in dieser Beziehung von keinem Lande der Welt übertroffen wird. Selbst die schroffen Felsen der Küste sind an vielen Stellen mit blühenden Gebüsch geschmückt, unter denen sich der Hama-Mockof durch die reiche Menge seiner Blumensträuße hervorthut. Nebenstehende Abbildung zeigt einen Blüten- und einen Fruchtzweig dieses Strauches. Alle Gewächse zeichnen sich durch ihren ungemeinen Glanz aus, weniger durch ihren Geruch. Die vielen Lilienarten verwandeln die ödesten Gegenden in Gärten. Hanf, Kettige, gelbe Rüben, Gurken, Melonen, Kürbisse und Fenchel wachsen wild. Die gewöhnliche Nahrung der untern Klassen besteht in Reis, dem besten Asiens, und Bohnen.

Hausthiere sind Büffel, Zebus oder Rinder mit einem Höcker, Pferde, die zwar klein, aber vortreflich sind, Hunde und Katzen in unzähliger Menge. Ziegen und Schafe, welche die Portugiesen viel gezogen haben, hat man ver-



Hama-Mockof (*Raphiolepis japonica*).

wildern lassen, weil man weder ihr Fleisch ißt, noch ihre Haare oder Wolle zu verwenden versteht. Einige Schweine werden gezogen, jedoch bloß zum Verkauf an die Chinesen. Da die Japanesen von ihren Religionsvorschriften verhindert werden, Rindfleisch zu essen, und den Gebrauch von Milch und Butter nicht kennen, so benutzen sie ihre Ochsen und Kühe ausschließlich beim Ackerbau und zum Fortschaffen von Lasten. Die Pferde werden von den Adligen des Landes geritten. Die Katzen sind die Lieblinge der Frauen und werden wegen ihrer Schönheit, nicht zum Mäusefangen gehalten. Am meisten schätzt man die, welche einen glänzend weißen Pelz mit großen gelben und schwarzen Flecken und einen sehr kurzen Schwanz haben. Esel und Maulesel, Kameele und Elephanten fehlen gänzlich.

Von den großen Raubthieren, die in Korea, der Mandschurei und noch weiter nördlich leben, ist Japan frei. Die wilden Thiere aus der Gattung der Vierfüßer sind kleine Bären, Hyänen, Nehe, Affen, Hasen und unzählige Füchse. Gejagt werden besonders die letztern, und zwar, wie man aus nebenstehender Abbildung ersieht, zu Pferde.

Den untern Klassen ist der Fuchs ein Thier des Teufels, aber die Adligen erlegen ihn, weil man aus seinem Haar die Pinsel macht, die man in Japan beim Schreiben braucht. Wasservögel besitzt Japan in prachtvollen Gattungen und das Hühnergeschlecht hat nicht minder glänzende Vertreter. Die Lerchen singen schöner als in Europa; die Störche bleiben das ganze Jahr über. Außer der Nachtigall, die sehr selten ist und daher theuer bezahlt wird, schätzt man die Falken am höchsten. Eine Sperberart legt in Felsenhöhlen Vorräthe von Fischen ein, die wie gesalzen schmecken sollen und von den Japanern begierig gegessen werden. Um alle Inseln wimmelt es von Fischen, Walfischen, Stockfischen und andern, bis zu den kleinsten Arten abwärts. Einige sind in hohem Grade giftig und liefern Verbrechern, die der Schande einer Bestrafung entgehen wollen, ein Mittel zum Selbstmorde. Die Fische, Schalthiere, Holothurien und Pflanzen des Meeres bilden für fast alle Japaner nebst Reis und Bohnen den Hauptbestandtheil der Nahrung. Auch Perlen, Perlmutter und Ambra holt man aus dem Meere. Die Eidechsen sind den unserigen ähnlich, Schlangen giebt es wenig. Eine von ihnen hat eine außerordentliche Größe, eine andere ist so giftig, daß ihr Biß binnen vierundzwanzig Stunden unfehlbar tödtet. Der Tausendfuß, der in Ostindien sehr gefürchtet wird, ist in Japan unschädlich.

Die Fischer und Küstenbewohner sind klein, aber kräftig, von dunkler Gesichtsfarbe und haben krauses, in der Regel schwarzes Haar. Der Gesichtswinkel springt weit vor, der Mund wird von wulstigen Lippen umgeben, die Nase ist klein und leicht gebogen. Die Bewohner des Innern sind größer und haben ein breites, flaches Gesicht mit einem großen Munde, einer dicken und eingedrückten Nase, länglich schmalen und tief liegenden Augen. Ihre Farbe ist gelb, bei den Vornehmen, die sich wenig der Sonne aussetzen, weiß, der Kopf groß, der Hals kurz, das Haar röthlichbraun. Die Augenbrauen sitzen höher als gewöhnlich. Die Abbildungen S. 12 und 13 zeigen den Charakter der Gesichtsbildung der japanischen Bevölkerung.

Die japanischen Damen haben vor den Männern den Vorzug einer feineren und weißeren Haut voraus. Nicht wenige von ihnen können in ihrer Weise sogar auf Schönheit Anspruch machen.

Von dem sittlichen Charakter des Volks werden wir später reden, nachdem wir gezeigt haben, welche Einflüsse auf denselben eingewirkt haben.

Auf Jesso (Matsmai), Sachalin (Krašto) und den südlichen Kurilen wohnt ein von den Japanern abhängiges und in vielen Beziehungen von ihnen verschiedenes Volk. Seit Spangenberg 1739 diese Inseln besuchte, nannte man die Menschen, die er dort fand, behaarte Kurilen und fabelte von ihnen, daß ihre Haut



Japanische Jäger der frühern Zeit (nach Siebold).

am ganzen Körper einem Pelze gleiche. Der buschige Bart und das stark behaarte Gesicht der Männer, wie das lang herunter hängende Haar beider Geschlechter haben zu dieser Meinung Anlaß geben können, welche gleichwol eine irrige ist. Die meisten sind am Leibe nicht stärker behaart als manche Europäer, und nur einige machen in dieser Beziehung eine Ausnahme. Sie heißen Ainos und sind, nach Siebold's Vermuthung, in vorgeschichtlicher Zeit aus ihren innerasiatischen Siken am Amur hinabgegangen. Andere Völker, welche ihnen folgten, im Nordosten die Kamtschadalen, im Norden und Nordwesten die Koriäken und Tungusen, beschränkten sie auf ihre gegenwärtigen Wohnsitze. Sie sind ein stilles, gutmüthiges, bereitwilliges und bescheidenes Volk. „Wenn sie Hirten wären und Herden

besäßen“, sagt Laperouse von ihnen, „so würde ich mir von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen keine andere Vorstellung machen können.“ Unreinlich sind sie freilich im höchsten Grade, und würden sie nicht zuweilen vom Regen oder im Meere und in den Flüssen naß, so würde niemals Wasser an ihre Haut kommen. Alle sind ziemlich von demselben Wuchs, 5 Fuß 2 Zoll bis höchstens 5 Fuß 4 Zoll hoch. Ihre dunkle, beinahe schwarze Gesichtsfarbe und ihr schwarzes struppiges Haar macht sie den Kamtschadalen ähnlich, doch sind ihre Züge weit regelmäßiger. Die Frauen sind eben so dunkelfarbig, und ihr ins Gesicht fallendes Haar, ihre blaugefärbten Lippen und ihre tätowirten Hände nehmen ihnen jeden Anspruch auf Schönheit. Sie leben hauptsächlich vom Fischen und kleiden sich in die Felle und Pelze der Thiere, welche sie erlegen. Viele ziehen über den untern Theil ihrer Kleidung baumwollene Hemden, die sie von den Japanern erhalten. Ihr Handel ist Tauschhandel, und die Waaren, welche sie für rohe



Japaner.

Schmucksachen, baumwollene Zeuge und etwas Reis geben, sind Fische und Pelze. Für einen Knopf sind ihnen funfzig, ja hundert Fische nicht zu viel. Von den Japanern werden sie mild behandelt und gegen Betrügereien geschützt, aber für ihre geistige Bildung geschieht gar nichts. Ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt hat ihre Entwicklung vollständig gehemmt, und die Berührung der Art von Kultur, welche ihnen von den Matrosen der Walfischfahrer und von den russischen Pelzhändlern gebracht wird, muß sie ganz zu Grunde richten.

Die Religion der Japaner ist durch chinesische Einwirkungen, besonders durch die theilweise Annahme des Buddhismus umgestaltet worden. Selbst der Name des ursprünglichen Glaubens ist jetzt chinesisch, und der Japaner, der ihm treu geblieben ist, nennt sich nicht mehr einen Bekenner des Kami no mitshi, sondern des Sinshu. Das erste Wort ist japanisch, das zweite chinesisch, und beide sind mit „Weg der Götter“ zu übersetzen. Nach dieser Urreligion thronte zu Anfang der Dinge im höchsten Himmel ein Gott, der sich selbst erschaffen hatte. Nach ihm stiegen aus dem Chaos zwei andere Götter auf und schufen das Wasser. Von sieben Gottheiten, die in der Regierung der Welt auf einander folgten, war Iza na gino mitoto der letzte und der einzige, welcher sich verheirathete. Eines Tages suchte er, seiner Gemahlin Iza na mino mitoto zu Gefallen, mit seiner Lanze unter den Gewässern nach einem Lande, das sich bewohnen lasse. Die Wassertropfen, die von der Waffe niederfielen, verdichteten sich und bildeten die Insel Kiusiu, die mithin das älteste Land der Erde ist. Der Gott erzeugte nun acht Millionen Gottheiten, schuf „die zehntausend Dinge“ und übergab die Regierung derselben seiner Lieblingsstochter, der Sonnengöttin. Diese herrschte 250,000 Jahre, und auf sie

folgten vier Halbgötter, deren Regierungsperiode zusammen einen Zeitraum von 2,091,042 Jahren umfaßt.

Der Sonnengöttin gilt die Anbetung der Sintu oder Bekenner des Sinsyu vorzüglich. Sie ist zu erhaben, als daß der Betende sich unmittelbar an sie wenden dürfte. Er muß die Vermittlung der Kami anrufen, von denen es zwei Klassen giebt, eine höhere, zu der bloß geborne Götter gehören, und eine niedere, welche die zu Göttern erhobenen oder heilig gesprochenen Menschen umfaßt. Die Seele ist unsterblich und es findet eine ewige Vergeltung statt. Himmlische Richter sprechen den Todten das Urtheil und öffnen ihnen entweder das Paradies, in welchem die Kami thronen, oder stürzen sie in die Hölle.

In die Macht des Menschen ist es gelegt, hier unten glücklich und in der andern Welt selig zu werden, wenn er die folgenden fünf Regeln beobachtet. Die erste ist die Bewahrung des reinen Feuers, des Symbols der Reinheit und des Werkzeugs der Läuterung. Die zweite schreibt vor, daß man sich die Reinheit der Seele, des Herzens und des Körpers erhalte, indem man den Geboten der Vernunft und des Gesetzes gehorche und sich von allem Unreinen fern halte. Als befleckend gilt die Gesellschaft eines Unreinen, das Anhören eines unsittlichen, rohen oder verbrecherischen Gesprächs, das Essen gewisser Speisen und jede Berührung mit Blut oder mit einer Leiche. Stirbt Jemand, so zündet man im Zimmer ein reinigendes Feuer an, und die Angehörigen müssen sich eine Zeit lang des Besuchs der Tempel und der meisten religiösen Handlungen enthalten. Zur Reinigung wird nicht bloß der Ablauf einer gewissen Zeit erfordert, vielmehr müssen auch Fasten, Gebete und das Lesen heiliger Bücher in stiller Zurückgezogenheit dazu kommen.

Die dritte Regel wird durch das feierliche Begehen der verschiedenen Feste erfüllt. Jedes derselben beginnt mit dem Besuche eines gewissen Tempels, wobei der Gläubige besonders zu beachten hat, daß er nicht bekümmert sei, weil seine Stimmung auf den Gott übergehen würde. Er muß Feiertkleider tragen, vor dem Tempel eine Abwaschung vornehmen und in der Thorhalle knieend sein Gebet verrichten. Ein Gitter trennt ihn von dem Innern, wo ein Spiegel hängt, in den er



Japanische Dame.



während des Gebets blickt. Hat er seine Andacht verrichtet, so opfert er Reis, Früchte, Thee oder Aehnliches und wirft etwas Geld in den Opferstock. Diese Sachen gehören den Priestern, welche Kami nusi oder Götterwirthe heißen. Sie sind verheirathet, und auch ihre Frauen verrichten gewisse heilige Handlungen. In der Hausandacht spielen die Feste der Kami eine Hauptrolle. Jedes muß begangen werden, und die Opfer pflegen in wohlriechenden Kerzen zu bestehen. Auf dem Schlußbild dieses Abschnitts sieht man den Schrein eines Kami, dem auf diese Weise geopfert wird.

Die vierte Regel, daß man die Kami in den Tempeln und in den Häusern anbetet, verschmilzt mit der dritten. Die fünfte endlich besteht Pilgerreisen, und



Ein Kimo von der Insel Jesso.

sie zu befolgen ist von der allerhöchsten Wichtigkeit. Unter den zweiundzwanzig Tempeln des Reichs, welche zu Wallfahrtsorten dienen, ist keiner so hoch angesehen wie der Tempel der Sonnengöttin zu Ijse oder Ize. Das Gebäude ist einfach, allen Schmuckes baar und sehr alt. Kleinere Kapellen umgeben dasselbe, und der ganze Umkreis wird von Priestern und Priesterinnen bewohnt, unter denen die höchsten Stände des Reichs vertreten sind. Jeder Japaner, zu welchem Alter, Range und Geschlecht er gehören möge, muß in seinem Leben wenigstens einmal nach Ijse wallfahren. Selbst die Buddhisten haben diese Pflicht zu erfüllen, und wenn ihre Priester davon ausgenommen sind, so liegt der Grund in dem Zustande immerwährender Unreinheit, den sie sich durch die Erfüllung ihrer Pflichten bei Sterbenden und Todten zuziehen. Denn wer nach Ijse geht, muß ganz rein erscheinen, weshalb selbst Die, welche sonst dafür gelten würden, sich vorher einer besondern Reinigung unterziehen. Wer der Göttin recht wohlgefällig sein will, macht die Reise zu Fuß und erbettelt sich unterwegs seine Lebensmittel. Sein Getränk schöpft er sich mit einem hölzernen Becher aus dem nächsten Bache, sein Nachtlager ist die Matte, die er auf dem Rücken trägt. Je mehr Entbehrungen und Mühseligkeiten er sich auferlegt, um so größer ist sein Verdienst. In Ijse wählt sich jeder Pilger einen Priester, dem er beichtet und nach dessen Anweisung er die vorgeschriebenen Gebräuche erfüllt. Zum Schluß erhält er einen Ablasszettel, in dem ihm die volle Vergebung aller seiner frühern Sünden zugesichert wird. Um der Sündenvergebung willen wiederholt Mancher die Pilgerfahrt mehrmals, und musterhaft Fromme gehen jedes Jahr einmal zum Sonnentempel in Ijse.

In seiner Reinheit wird der Sinsyn gegenwärtig bloß von einer kleinen Gemeinde ausgeübt, die vorwiegend aus Priestern besteht. Die große Mehrzahl der Sintu folgt einem Glauben, auf den theils die Vorstellungen des Volks, theils die buddhistischen Lehren Einfluß geübt haben. So sind auch die Bilder der Kami, die man bei feierlichen Gelegenheiten in den Tempeln aufstellt, nichts als ein neues Zugeständniß, das man dem Verlangen der Ungebildeten nach einem sichtbaren Gotte gemacht hat. Ursprünglich bestand die Ausschmückung jedes Tempels bloß in einem Spiegel und in weißen Papierblättern, Symbolen der Reinheit. Unter den Götterbildern ist eines, welches wir nach Siebold mittheilen, höchst merkwürdig. Es stellt den großen düstern Gott dar, der als Dreieinigkeit aufgefaßt wird.

Die Teufel haben nach dem japanischen Volksglauben die verschiedensten Farben und sind weiß oder schwarz, roth oder grün.

Der Buddhismus ist in Japan von dem nahen Korea eingeführt worden. Man erzählt, daß nach manchem gescheiterten Versuch, für diese Lehre Anhänger zu gewinnen, 552 ein Bild des Buddha und einige buddhistische Bücher an den japanischen Hof gekommen seien. Ein Bönze aus Korea habe 579 alle Einwände beseitigt, indem er Buddha als eine Menschwerdung der Sonnengöttin dar-



Der große düstere Gott.

gestellt und den Enkel des regierenden Kaisers für eine Verkörperung (Avatare) des japanischen Schutzgottes erklärt habe. Dieses Kind, so lautet der Schluß der Erzählung, habe dem Throne entsagt, mehrere buddhistische Tempel gegründet und in einem derselben bis zu seinem Tode als Bönze gedient. Die Buddhisten Japans theilen sich in fünf Sekten, von denen eine einzige, Ikko-siu genannt, gebildet ist und in Ansehn steht. Ein Japaner von hoher Geburt, Sinran, hat sie zu Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet. Ihre Tempel sind einfach und ernst, und dasselbe gilt von ihren Lehren. Ihre Priester verheirathen sich und essen Fleisch. Die Glaubenssätze dieser Sekte haben auch die Ainos der Insel Jesso angenommen.

Die dritte japanische Religion ist die des chinesischen Weltweisen, des Kong-

fu-tse. Sie heißt im Lande Siutu, d. i. der Weg der Weisen, und ihr Inhalt beschränkt sich auf Sittenlehren und einige unbestimmte Ansichten vom Leben der Seele. Sie hat unter den Gelehrten vielen Beifall gefunden, und obgleich sie lange Zeit wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Christenthum, das für staatsgefährlich galt, verfolgt wurde, bekennen sich die gebildeten Klassen noch immer insgeheim zu ihr. Die Ungebildeten sind durchschnittlich Buddhisten, aber sowol sie als die Anhänger des Kong-fu-tse huldigen zugleich dem Nationalglauben des Sinsyu. Der Buddhismus wird von der Regierung als Gegengewicht gegen das Christenthum unterstützt.

Die politische Geschichte Japans knüpft an die Götterlehre an. Der letzte der vier Götter, welche länger als zwei Millionen Jahre über die Welt regierten, verheirathete sich mit einer Frau irdischen Geschlechts und zeugte mit ihr einen Sohn, den Stammvater der heutigen Herrscher. Sein Name Zin mu ten wu, der göttliche Eroberer, führt zu der Vermuthung, daß er ein glücklicher Krieger war, der die kleinern Reiche, als deren Ueberbleibsel die jetzigen Lehnsfürstenthümer zu betrachten sind, zum ersten Male vereinigte, eine feste Regierung und einen gemeinschaftlichen Gottesdienst einrichtete. Dieses große Ereigniß wird in das Jahr 660 v. Chr. gesetzt. Der Titel Mikado, den der Eroberer annahm, heißt in wörtlicher Uebersetzung Sohn des Himmels. Die japanischen Geschichtschreiber lassen ihn 79 Jahre regieren und geben ihm bis zum ersten Kriege in Korea, der in das Jahr 201 unserer Zeitrechnung fällt, vierzehn Nachfolger. Jener Krieg schließt die erste Periode der japanischen Geschichte, und die zweite reicht bis zur Einführung des Buddhismus in Japan, von der bereits die Rede war. In dieser fernern Zeit scheint das bestimmende Element in Wechselbeziehungen zu China gelegen zu haben, von denen wir so gut wie nichts wissen. In Korea kämpfte man um den Besitz dieses oder jenes der kleinen Königreiche, und die Japaner scheinen zuweilen im Vortheil gewesen zu sein. Der chinesische Kaiser sah sie im Licht von Vasallen und benutzte jede günstige Gelegenheit, namentlich innere Unruhen, um ihrem Mikado eine Bestallung als Wang (König) von Nippon zu schicken.

Für die innere Geschichte hat der Verfall, in den die Gewalt der Mikados gerieth, die größte Bedeutung. Einige Jahrhunderte lang regierten diese Herrscher selbst und führten zuerst ihre Heere persönlich ins Feld. Als sie diese Gewohnheit aufgegeben und sich in ihren Palast zurückgezogen hatten, überließen sie sich nach und nach dem trägen Leben orientalischer Herrscher. Am verhängnißvollsten wurde für sie ihre Gewohnheit, der Herrschaft in noch jungem Alter zu entsagen. Oft war der Sohn, zu dessen Gunsten sie ihre Krone niederlegten, ein unmündiges Kind, und in diesem Falle übernahm der zurückgetretene Vater häufig die Regentschaft. Einer der Mikados, der auf diese Weise entsagte, hatte von seiner Frau, der Tochter eines mächtigen Fürsten, einen dreijährigen Knaben, dem die Krone zufiel. In diesem Falle bemächtigte sich der Fürst der Regentschaft und kerkerte den ehemaligen Mikado ein. Der letztere fand Vertheidiger, unter denen Yoritomo, ein entfernter Verwandter der kaiserlichen Familie, sich besonders auszeichnete.

Nach einem mehrjährigen Kriege trug er den Sieg davon, befreite den alten Mikado aus dem Gefängnisse und gab ihm die Regentschaft zurück. Zum Dank wurde Yoritomo zum *Sio i dai siogun*, d. h. zum Oberfeldherrn gegen die Barbaren, ernannt und mit der ganzen wirklichen Gewalt betraut. Er blieb, als jener Mikado starb, in seiner Stelle und befestigte seine Gewalt so, daß sie bei seinem Tode, als wäre sie eine erbliche, auf seinen Sohn überging. Da der letztere minderjährig war, übernahm seine Mutter, die in einem buddhistischen Kloster Nonne geworden war, die Regentschaft. Sie wird in den japanischen Jahrbüchern unter dem komischen Titel der „Nonne Oberfeldherr“ aufgeführt.

Da mehrere unmündige Mikados auf einander folgten, so setzten sich die Siogune nicht nur fest, sondern drängten sogar die Himmelsöhne in den Schatten. Auch die Gefahr, in die das Reich durch die Mongolen gerieth, mag dazu beigetragen haben, alle wirkliche Gewalt in die Hand des Oberfeldherrn zu legen. Es war Kublai Khan, der bald nach seiner Thronbesteigung die östlichen Inseln mit seinem Reiche zu vereinigen beschloß. Im Jahre 1268 ließ er an den Siogun ein Schreiben abgehen, in dem er ihn benachrichtigte, wie freundlich der Herrscher des kleinen Reiches Kaoli in Korea, der sich ihm unterworfen habe, an seinem Hofe behandelt worden sei. Jeder Philosoph hege den Wunsch, daß die Welt eine Familie bilden möge, und dieses Ziel wolle er erreichen, sei es auch mit Gewalt der Waffen. Auf diesen Brief wurde gar keine Antwort ertheilt, und dieselbe Behandlung widerfuhr zwei andern Gesandtschaften, die 1271 und 1273 aus China ankamen. Um diese Beleidigungen zu rächen, rüstete Kublai Khan eine große Flotte aus, die 1274 vor der Insel Tsusima ihre Segel entfaltete. Die Japaner haben zwei Erzählungen, weshalb dieser Versuch scheiterte. Nach der einen, welche die älteste ist, war die Küste an den meisten Punkten so wohl vertheidigt, daß die Mongolen umkehrten, nachdem sie auf Kjusiu ein paar Landschaften verwüstet hatten. Die andere Nachricht stellt den Hergang so dar, daß die Feinde nach einer verlorenen



Japanischer Krieger der frühern Zeit (nach Siebold).

Steger, Japan.

Schlacht geflohen wären. Die Schlacht soll auf Tsusima oder in der Höhe von Kii stattgefunden haben und für die Mongolen darum verloren gegangen sein, weil sie alle ihre Pfeile verschossen hätten.

Der Siogun sprach nun eine allgemeine Verbannung aller Mongolen aus. Eine Gesandtschaft Kublai Khan's, die sich 1275 an seinem Hofe vorstellte, wurde einfach davon benachrichtigt, daß den Mongolen bei Todesstrafe verboten sei, den Fuß auf japanischen Boden zu setzen. Zwei fernere Gesandtschaften, die in den Jahren 1276 und 1279 kamen, wurden bis auf den letzten Mann enthauptet. Der mongolische Kaiser hatte jetzt China vollständig unterjocht und versuchte Rache an Japan zu nehmen. Im fünften Monat des Jahres 1280 sahen die Japaner eine Flotte gegen ihre Küste heranziehn, welche 100,000 Krieger an Bord hatte. Ihre Maßregeln waren gut gewählt, und sind die Berichte, die wir von diesem zweiten Angriff besitzen, wahr, so fuhren die Mongolen länger als zwei Monate an den Küsten hin, ohne eine Landung zu wagen. Die Elemente nahmen sich des bedrohten Landes an. In den ersten Tagen des achten Monats erhob sich einer der furchtbaren Teifuns dieser Meere, zerstreute die mongolische Flotte und warf viele ihrer Schiffe auf die felsige Küste. Am dritten Tage griffen die Japaner die hungerten und größtentheils waffenlosen Schiffbrüchigen an und erschlugen sie oder machten sie zu Gefangenen. Die letztern führte man nach Lakota und enthauptete sie. Bloss drei wurden verschont, um dem Mongolenkaiser zu erzählen, welches Schicksal die Schiffbrüchigen in Japan getroffen habe. Er entsagte dem Gedanken an eine Unterwerfung Japans, und auch die spätern Kaiser seiner Dynastie ließen die Waffen ruhen, aber ein Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen fand nicht mehr statt, bis China wieder einheimische Kaiser erhielt, welche zu Japan in freundschaftliche Beziehungen traten und auch einen Frieden mit Korea vermittelten.

Nach dem Aufhören der äußern Gefahr erging es den Sioguns wie früher den Mikados. Sie erschlafften, und nicht lange, so entglitt das Steuerruder des Reichs ihren Händen. Eine Behörde, die in ihrem Namen regiert hatte, verurtheilte sie zu derselben Rolle von Schattenkönigen, welche sie selbst vier Jahrhunderte früher über die Mikados verhängt hatten. Diese unblutige und allmähliche Revolution vollzog sich, nachdem bereits die ersten Europäer an der Küste erschienen waren. Das letztere so folgenschwere Ereigniß müssen wir, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, in den nächsten Abschnitt verweisen. Wir wollen an dieser Stelle bloss bemerken, daß das Eingreifen der Portugiesen in die innern Angelegenheiten wesentlich dazu beigetragen hat, den staatlichen und gesellschaftlichen Zustand zu entwickeln, dem wir heute in Japan bezeugen.

Der eine große Grundsatz, der alle japanischen Verhältnisse beherrscht, ist der einer von allen Seiten gesicherten Ruhe. Wäre es überhaupt möglich, ein System zu ersinnen, das, indem es alles Neue von sich weist, das vorhandene Alte gegen alle Beeinträchtigungen schützt, die aus menschlichen Gedanken und Ueberzeugungen, Schwächen und Leidenschaften hervorgehen können, so würde Japan die Ehre der Erfindung in Anspruch nehmen dürfen. Nahe genug ist dieses Land dem

Ziele gekommen, und doch hat dasselbe, wie die Geschichte der jüngsten Zeit lehrt, dem ewigen Stillstand plötzlich entsagen und das ängstlich abgewehrte Neue in einem vollen Strom in sich aufnehmen müssen.

Das hauptsächlichste Mittel, das der japanische Politik zur Festhaltung des Volksgestes an einer unüberschreitbaren Grenze gedient hat, ist das wahrhaft despotische Ansehen, das dem Gesetz und der Sitte beigelegt wird. Alles hat seine feste starre Norm, die für die gesellige Beziehung, wie für das Leben in Familie, Gemeinde und Staat gilt und gegen die zu fehlen eine Auflehnung gegen die menschliche und göttliche Ordnung sein würde. Gesetz und Sitte halten alle Stände gebunden, und je höher die Stellung eines Mannes ist, um so stärker empfindet er bei jedem Schritt und Tritt die Fessel, die man seinen Bewegungen angelegt hat. Gerade die beiden Herrscher, der Mikado und der Siogun, sind Sklaven, und Diejenigen, welche unsere Stände der Fürsten und Herren darstellen, befinden sich in einer schlimmern Lage als russische Leibeigene. Frei sind höchstens die Ausgestoßenen, die man so tief verachtet, daß man es nicht einmal der Mühe werth hält, ihre Kopfszahl festzustellen. Wollte einer der durch Gesetz und Sitte Gebundenen dennoch es wagen, seinem eignen Willen zu folgen, so würde er bei dem ersten Versuche in das Netz von Spähern und Angebern fallen, das über Japan ausgebreitet ist. Dieses ist die lebendige Mauer, die sich um die eiserne Mauer der Satzungen zieht.

Der Mikado ist nicht bloß der geistliche Herrscher von Japan, er ist die verkörperte Sonnengöttin selbst. Die Kami oder niedern Gottheiten werden als seine Untergebenen gedacht und verweilen jedes Jahr einen Monat lang an seinem Hofe, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Während dieser Zeit besucht Niemand ihre Tempel, denn die Götter sind ja abwesend und würden die Gebete nicht hören, die man in ihrem leeren Hause an sie richtete. Als Gott stirbt der Mikado nicht, er verschwindet, und sein Nachfolger nimmt seinen Platz ein. Damit es ihm nie an einem solchen fehle, sind ihm zwölf Frauen gestattet, die er unter den Damen seines Hofes wählt. Seine und seiner Lebensgefährtinnen Tracht beschreiben wir nicht, unser Bild wird deutlicher sprechen. (S. die Abb. S. 21.)

Als geistlicher Herrscher entscheidet der Mikado über die theologischen und kirchlichen Angelegenheiten des Reichs und erhebt verstorbene Fromme zu Heiligen. Er bestimmt die Tage der beweglichen Feste, die zu gewissen kirchlichen Handlungen passenden Farben, ernannt oder bestätigt die Obern der Mönchsorden und spricht bei theologischen Streitfragen das letzte Wort. Er wohnt in Miyako, der schönsten und bestgebauten Stadt Japans, umgeben von der lieblichsten und reichsten Landschaft, deren gesundes Klima und reine Luft von keiner andern Gegend übertroffen werden sollen. Sein Palast heißt der Dairi, ein Name, der durch ein Mißverständnis zuweilen für einen Titel des Mikado gehalten worden ist. Allerdings wird der japanische Papst auch nach seiner Wohnung genannt, aber nicht Dairi, sondern Dairi sama, Herr des Palastes. Die Würdenträger, die ihn dort umgeben, sind alle vom höchsten Range, und zwei derselben, der Erzheilige oder Vorsitzende des geistlichen Raths und der „erste Diener seiner linken Hand“, haben

sogar vor dem Siogun den Vortritt. Außerdem ist sein Hof ein Mittelpunkt der Literatur, wo sich die berühmtesten Theologen und Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter vereinigen.

Damit es dem Mikado nie einfallt, aus seinem geistlichen Gebiet herauszutreten, erklärt das Gesetz alle weltlichen Angelegenheiten seiner Aufmerksamkeit unwerth. Was er für die Wohlfahrt des Reichs thun kann, ist allerdings von ungeheurer Wichtigkeit, beschränkt sich aber darauf, daß er jeden Tag einige Stunden unbeweglich auf seinem Throne sitzen muß, um das Gleichgewicht des Staats zu erhalten. Er darf den Kopf weder nach rechts noch nach links drehen, denn der Theil seines Reichs, von dem er sich abwendete, würde unfehlbar zu Grunde gehen. Für die Stunden, die er nicht selbst auf dem Throne zubringt, vertritt die Krone seine Stelle. Nach neuern Nachrichten ist dieser Zwang abgeschafft worden, weil man Unruhen befürchtete, wenn der Mikado den Kopf doch einmal zur Seite wendete. Alle seine Kleider müssen neu sein und werden von ihm blos einmal getragen. Ebenso werden alle Geräthschaften, deren er sich bedient, alle Tage erneuert. Kleider wie Geräte werden nach einmaligem Gebrauche vernichtet. Wie dürfte ein Sterblicher tragen oder sonstwie benutzen, was ein Gott berührt hat! Damit er von keinem unheiligen Blick getroffen werde, verläßt er das Innere des Dairi nie. Diener tragen ihn von Gemach zu Gemach auf ihren Schultern und bewahren so seine heiligen Füße vor dem gemeinen Boden. Haare und Nägel sollten ihm eigentlich gar nicht beschnitten werden, aber daraus würden Unannehmlichkeiten für ihn entstehen, und so vollzieht man diese Operationen in der Nacht, wenn er schläft. So hilflos die einförmigen Pflichten seines Amts und die Ehrenbezeugungen, die ihn zu Boden drücken, seine Lage machen, steht ihm doch ein Aufpasser zur Seite. Jede Abweichung vom vorgeschriebenen Wege, die er sich zu Schulden kommen ließe, würde auf der Stelle nach Jeddo berichtet werden. Schlimm genug, wenn eine höhere Macht ihn einmal zwingt, seine Heiligkeit zu vergessen! Ein solcher Fall trat 1788 ein, als der damalige Mikado bei einem großen Brande den Flammen nicht anders entgehen konnte, als indem er seinen eignen Füßen vertraute und sogar lief. Daß eine solche Existenz, die uns in komischem Lichte erscheint, einem nicht ganz geisteschwachen Manne fürchterlich werden kann, begreift sich. Es geschieht sehr häufig, daß ein Mikado voll Ueberdruß seine Würde niederlegt. Frei wird er dadurch nicht, aber er braucht doch nicht ganze Tage unbeweglich da zu sitzen oder sich anbeten zu lassen.

Der Siogun thront als weltlicher Herrscher in der Hauptstadt Jeddo. Nach seinem Kubo oder Schloß nennt man ihn auch Kubo sama, Herrn des Schloffes. Er ist, wie der Mikado, im Grunde eine Puppe, die man mit so viel leerem Formenwesen umgibt, mit so viel unnützen Pflichten belastet, daß für Staatsgeschäfte keine Zeit bleibt. Die Etikette verbietet ihm, seinen Palast, der von ungeheurem Umfang und stark befestigt ist, zu verlassen, die Etikette schreibt ihm vor, welche Gebete er in jeder Stunde des Tags zu verrichten, welche Besuche und Geschenke er anzunehmen hat. Dabei ruhen in jedem Augenblicke die Augen von Spähern auf ihm, die er persönlich nicht kennt, von denen er aber weiß, daß sie da



Der Harem mit seinen Frauen (nach einem persischen Gemälde).



sind und den kleinsten Wink, die geringste verdächtige Bewegung auffassen und weiter berichten würden. Siebt er Anstoß oder wird er seines entsetzlich leeren Lebens müde, so weist man ihm eins der Schlösser an, welche ausdrücklich zur Aufnahme ehemaliger Sioguns bestimmt sind, und sein Erbe tritt an seine Stelle. Auf unserm Bilde erscheint der Siogun mit den Zeichen seiner Würde, mit einer seiner Frauen, die ihm vielleicht zuweilen die ewige Langweile seines glänzenden Glends verschleuchen.

Wir kennen nun die beiden Schatten, zwischen denen die Gewalt angeblich getheilt ist. Der Sitz der wirklichen Gewalt ist der Staatsrath, der immer aus fünf Fürsten und aus acht niedern Adligen besteht. In Europa würde man diese Behörde aus den fähigsten Männern bilden, in Japan wählt man sie unter den Familien, die sich in den Bürgerkriegen, deren Folge die Entstehung der heutigen Verfassung war, um den Staat verdient gemacht haben. Um sich ihrer Treue zu versichern, stellt man andere Behörden, zwei „Herren der Tempel“ vom höchsten Rang und mehrere Polizeiminister, mit beaufsichtigender Gewalt neben sie und umgiebt sie mit denselben gesetzlichen Schranken, mit denselben Späherchwärmen, denen man in Japan in Allem vertraut, was die Ruhe und Ordnung betrifft. Die Beschlüsse des Staatsraths werden dem Siogun vorgelegt. Eigentlich ist seine Bestätigung eine leere Form, aber er besitzt doch das Recht, sie zu verweigern, und macht davon in sehr seltenen Fällen Gebrauch. Das japanische Gesetz, das an Alles denkt, bestimmt auch, was dann geschieht. Ein Schiedsgericht, aus drei Prinzen von Geblüt bestehend, tritt zusammen. Findet dasselbe, daß der Siogun im Unrecht ist, so muß er seine Würde niederlegen; erklärt es sich gegen den Staatsrath, so bleibt den Mitgliedern desselben nichts übrig, als ihre Abweichung von dem Pfad des Gesetzes oder der Sitte durch Selbstmord zu sühnen. Welcher starke Zügel die Aussicht auf ein solches Loos für den eigenmächtigsten Staatsrath sein muß, brauchen wir nicht auszumalen.

Die Lehnsherrscher und die Adligen überhaupt verursachen der japanischen Staatsweisheit schwere Sorgen. Man fürchtet, daß sie Träume von Unabhängigkeit hegen, die das Reich erschüttern könnten, und trifft seine Gegenmittel. Früher gab es 68 Lehen, jetzt zählt man deren 604, denn man hat die großen Fürstenthümer zerstückelt, um die Macht des Adels zu brechen. Jeder Fürst ist gezwungen, die Hälfte jeden Jahres oder jedes zweite Jahr in Jeddo zu verleben, und seine Familie bleibt als Pfand seines Wohlverhaltens immer dort. Befindet er sich auf seinen Gütern, wo man ihm nie einen befreundeten Fürsten als Nachbar läßt, so wird ihm von der Hauptstadt aus bis in die kleinste Einzelheit befohlen, wie er leben soll. Nach Vorschrift erhebt er sich von seinem Lager und legt sich nieder, nach Vorschrift betet er, empfängt Besuche und macht einige wenige Ausflüge. Dem Namen nach ist er souverän, aber die Geschäfte besorgt für ihn ein vom Staatsrath ernannter Beamter. So weit geht die Vorsicht dieses argwöhnischen Systems, daß man nicht einen, sondern zwei Beamte ernennet, von denen der eine in der fürstlichen Residenz, der andere in Jeddo lebt. Beide wechseln mit einander ab, und die Familie des eben im Amt befindlichen wird in Jeddo zurückgehalten.

Der Reichthum macht den Menschen stolz und unternehmend. Man hält daher darauf, daß die japanischen Fürsten arm seien. Eines der Mittel, durch die man diesen Staatszweck erreicht, ist die Erlaubniß, daß jeder Fürst Truppen halten darf. Nach unserm Bilde haben diese fürstlichen Soldaten ein ganz stattliches Ansehn. (S. die Abbildung auf S. 25.)

Für jeden Fürsten ist eine bedeutende Anzahl von Truppen vorgeschrieben, von der nur der kleinste, für den Staat völlig ungefährliche Theil unter den Waffen steht. Was der Unterhalt der übrigen kosten würde, muß der Fürst an den öffentlichen Schatz einzahlen. Große Kosten entstehen für ihn ferner durch seinen



Der Siogun mit einer seiner Frauen.

abwechselnden Aufenthalt in Jeddo, da er dort mit Glanz leben und unzählige Geschenke machen muß. Ist sein Vermögen so unermeslich, daß es allen diesen Ausgaben widersteht, so ladet sich der Siogun bei ihm zu Gast oder erbittet sich vom Mikado für ihn eine der ersten Hoffstellen. Durch jede dieser Ehren entstehen Kosten, die einen Krösus zum Bettler machen.

Der niedere Adel befindet sich ziemlich in derselben Lage. Seine Lehnen sind kleiner als die der Fürsten und werden ebenfalls von der Regierung verwaltet. Jeder Adlige ist verpflichtet, einen beträchtlichen Theil des Jahres in Jeddo zu verleben, wo man ihn zu einem Aufwande zwingt, der ihn nie zu Reichthum gelangen läßt. Da die Beamtenstellen, zu denen man den Adel zuläßt, wegen des

damit verbundenen Ranges ungemein gesucht werden, so entsteht ein Streben nach ihnen, das den ganzen Stand in Abhängigkeit erhält.

Die der Regierung unmittelbar unterworfenen Provinzen und die Städte werden durch Beamte verwaltet, die der Staatsrath ernennet. Die Statthalterstellen besetzt man doppelt, um abwechselnd einen der Statthalter und die Familie des andern in Jeddo unter den Augen zu behalten; die untern Beamten, die man in einer kaum glaublichen Zahl anstellt, sind zum größten Theil nicht vom Statthalter, sondern vom Staatsrath abhängig. Jeder ist in seinen Befugnissen beschränkt, die einen beaufsichtigen die andern, und alle wissen, daß sie sich in einem dichten Kreise von Spähern bewegen. Die letztern werden amtlich als Metzfrauen oder unerschütterliche Beobachter bezeichnet. Fürsten sind nicht unter ihnen, aber jeder andere Stand stellt zu der überaus zahlreichen Schaar sein Contingent. Der Statthalter muß für den Späher, der ihm etwas berichten will, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu sprechen sein, und es wäre schlimm für ihn, wenn man in Jeddo einen Vorgang früher erfähre, ehe von ihm Meldung eingegangen wäre. Nicht selten geben sich Vornehme zu Kundschaftern her, um die Stelle des Beamten zu erhalten, den sie beaufsichtigen. Einmal wurde der Statthalter von Matsmai, gegen den gegründete Beschwerden vorlagen, abgesetzt. Wie staunte man, als man in seinem Nachfolger einen Tabakschneider erkannte, der vor einiger Zeit den Laden seines Herrn heimlich verlassen hatte. Dieser Arbeiter war ein Adliger der Provinz, der jene Verkleidung angenommen hatte, um den Statthalter besser beobachten zu können.

Man sollte meinen, ein so durchgebildetes Aufsichtssystem müßte der argwöhnischsten Regierung genügen. In Japan trifft man noch andere Maßregeln und macht auch Privatleute für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich. Jeder Ort wird in Gruppen von fünf Häusern eingetheilt, deren Eigenthümer für sich und für ihre Hausgenossen haften. Bei dem geringsten Verstoß gegen die öffentliche Ordnung, ja bei jedem Lärm oder außergewöhnlichen Ereigniß hat der Hausherr Anzeige zu machen. Versäumt er diese Pflicht in einem einzigen Falle, so trifft ihn eine körperliche Züchtigung oder eine Gefängnißstrafe. Die letztere ist in Japan schwerer Natur, denn nicht genug, daß man im Geschäft des Verhafteten einen völligen Stillstand eintreten läßt, untersagt man der Familie jeden Verkehr mit der Außenwelt und schließt Thüren und Fenster ihres Hauses. Diese Strenge wirkt so, daß man bei offenen Thüren schlafen kann, und daß ein Verbrecher im ganzen Reiche keinen Zufluchtsort findet. Ja, einem irgend anrühigen Menschen wird es sogar schwer, eine Wohnung zu erhalten. Da die Nachbarn für ihn verantwortlich sind, so müssen sie ihre Einwilligung geben, ehe man ihn in ein Haus einziehen läßt, und sie weigern sich natürlich immer, einen Verdächtigen unter sich aufzunehmen.

Die Zahl der Einwohner des japanischen Reichs läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht angeben. Man spricht bald von 15, bald von 40 Millionen. Siebold, ein sehr zuverlässiger Gewährsmann, nimmt die Seelenmenge zu 33—34 Millionen an.

Diese ganze Bevölkerung theilt sich in acht Kasten, deren Rangordnung genau bestimmt ist und deren Grenzen so streng festgehalten werden, daß nur in den allersehrsten Fällen ein Uebergehen aus einer Kaste in die andere stattfindet. Fast ohne Ausnahme bleibt der Japaner in der Kaste, der er vermöge seiner Geburt angehört und für deren Pflichten er erzogen worden ist. Die erste dieser Kasten ist die der Fürsten oder Koffiu, die zweite die der Kinin oder Adligen. Aus ihnen wählt man die Staatsräthe, die andern Oberbeamten der Hauptstadt Jeddo, die Statthalter und Generale. Von der Pracht, die man dem Adel gestattet, wird die Abbildung eines japanischen Generals auf S. 27 einen Begriff geben.

Der Adel muß mit seinen Vasallen Kriegsdienste leisten, wofür man ihn durch Lehnen entschädigt.

Die dritte Kaste besteht aus den Sintu- und buddhistischen Priestern. Die vornehmsten Mitglieder derselben sind der Oberpriester zu Niko, dem Begräbnisorte der jetzigen Dynastie von Sioguns, und der Oberpriester von Jeddo. Beide Würden sollen immer von Söhnen des Mikado bekleidet werden und gelten für so heilig, daß Niemand die Namen ihrer Inhaber aussprechen darf. Die Priester des regelmäßigen Klerus heißen Kaminusi. Zu ihnen zählt man auch die Mitglieder von zwei Mönchsorden, in die bloß Blinde aufgenommen werden können. Die Geschichte oder die Sage erzählt den Grund dieser Bestimmung auf folgende Weise. Der Stifter des einen Ordens war Senmimar, der jüngste Sohn eines Mikado und der schönste Jüngling seiner Zeit. Er beweinte den Verlust einer Geliebten so lange, bis er erblindete, und gründete dann, damit das Andenken an seine Liebe für alle Zeiten sich erhalte, jenen Orden. Die zweite fromme Genossenschaft von Blinden entstand in den Bürgerkriegen, in denen Horitomo seine Gewalt befestigte. Ein feindlicher General Kafekigo gerieth in die Gefangenschaft



Ein japanischer Krieger (nach Siebold).

des Siegers und wurde von diesem aufgefordert, ihm zu dienen. „Ich schulde dir Dankbarkeit“, antwortete er, „denn du hast meines Lebens geschont. Du bist aber der Mörder meines Herrn und ich könnte dich nie anblicken, ohne daß ich wünschte dich zu tödten. Dieser Widerstreit zwischen meinen Gefühlen kann bloß dadurch enden, daß ich zu sehen aufhöre.“ Mit diesen Worten blendete er sich. Von Yoritomo in Freiheit gesetzt, zog er sich in die Einsamkeit zurück, versammelte Blinde um sich und gab ihnen die Verfassung eines Mönchordens.

Die vierte Kaste begreift die Krieger oder die Vasallen des Adels. In frühern Zeiten konnten die Krieger ihre Dienste Jedermann anbieten, der zum Halten von Truppen berechtigt war, gegenwärtig sind sie an ihren Lehnsheeren gebunden. Golowin will bemerkt haben, daß die Soldaten des Kaisers weit besser gehalten werden, als jene der Fürsten, so daß ein kaiserlicher Gemeiner wie ein fürstlicher Offizier aussehe. Der Dienst aller Soldaten beschränkt sich auf die Stellung von Ehrenwachen, auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und auf die Bewachung der Küsten. Einen Krieg hat Japan seit länger denn zwei Jahrhunderten nicht geführt.

Aus diesen vier Kasten bestehen die obern Stände, welche allein berechtigt sind, zwei Degen zu tragen.

An der Spitze der Bevölkerungsklassen, deren Gesamtheit wir unter dem Namen des Bürgerstandes zusammenfassen würden, stehen als fünfte Kaste die Unterbeamten und die Aerzte und Wundärzte. Man schenkt ihnen eine gewisse Achtung, und das Gesetz erlaubt ihnen, einen Degen zu tragen.

In der sechsten Kaste stehen alle Kaufleute und Händler, welche ihr Geschäft im Großen betreiben. Während man die Fürsten und den Adel zu unsinnigen Ausgaben verleitet, verbietet man den Kaufleuten jeden unnöthigen Luxus durch strenge Gesetze. Man hat für sie Auswandsgesetze, die weit über die Kleiderordnungen des deutschen Mittelalters hinausgehen. Man verachtet die Kaufleute so tief, daß man von den ungeheuren Schätzen, die sich in ihren Händen anhäufen, nicht die geringste Gefahr befürchtet. Will ein Händler das Recht erlangen, einen Degen tragen zu dürfen, so muß er zuvor die demüthigendsten Dienste geleistet haben.

Die siebente Kaste vereinigt die sämtlichen Kleinhändler und Handwerker, zu denen der japanische Gebrauch auch die Künstler rechnet. Nur die Gerber gehören nicht zu dieser Kaste. Welche Rangunterschiede man innerhalb derselben macht, ist für europäische Augen schwer zu unterscheiden. Nur so viel steht fest, daß solche Unterschiede bestehen und daß ein Maler oder ein Goldschmied höherer Achtung genießt, als ein Zimmermann und ein Schuster.

Die achte Kaste wird von den Landleuten und den Handarbeitern aller Art gebildet. Wie sehr ihre Mitglieder in der Bildung und in der Art der Beschäftigung von einander abweichen mögen, ein charakteristisches Merkmal ist ihnen allen gemeinschaftlich — die Armuth. Man erdrückt den Städter durch Abgaben, und den Landleuten, die größtentheils Leibeigene sind, theilweise aber auch eine Stellung etwa wie unsere Pächter einnehmen, legt das Lehnswesen so viele Lasten auf, daß

sie nicht frei zu athmen vermögen. Dennoch scheinen diese Unglücklichen zufrieden zu sein und denken jedenfalls an keine Auflehnung gegen eine Ordnung der Dinge, die für sie so stiefmütterlich sorgt. Sie sind mit Wenigem zufrieden, leben mit der größten Mäßigkeit und haben ihre Freude an dem Mitgenuß der Feste und Umzüge, die man ihnen unentgeltlich bietet. Der Arbeiter und die Arbeiterin



Ein General.

unseres Bildes auf S. 29 zeigen uns die Tracht und zwei der Beschäftigungen, die bei der achten Kaste am häufigsten vorkommen.

Unter allen Kasten steht noch eine Bevölkerung von Ausgestoßenen — die Gerber und Alle, welche mit den Häuten und Fellen der Thiere zu thun haben. Die äußerste Verachtung, die man ihnen erweist, steht mit dem Lehrsatze des Sinto-Glaubens, daß jede Berührung eines todten Körpers verunreinige, im innigsten Zusammenhange. Die Gerber müssen sich mit Theilen von Thierleichen

fortwährend zu schaffen machen und man schließt sie daher von der menschlichen Gesellschaft völlig aus. Sie dürfen nicht in den gewöhnlichen Städten wohnen, keinen öffentlichen Ort besuchen, und Jeder flieht sie. Sind sie auf Reisen, so nehmen sie ihr Maß auf der Straße zu sich; betreten sie eine Stadt, so geschieht es nur, um die Dienste von Kerkermeistern oder Henkern zu verrichten. Die Verachtung, die man ihnen beweist, geht so weit, daß man sie bei Volkszählungen unberücksichtigt läßt, und den Raum, den sie an einer Straße in besondern Dörfern bewohnen, in die Länge des Wegs nicht einrechnet. Die Behörden würden sich beschimpfen, wenn sie von dem Dasein solcher Menschen Notiz nähmen.

Die Gesetze sind mit Blut geschrieben. Viele Verbrechen, die man in Europa kaum für Verbrechen hält, werden mit dem Tode bestraft. So wird unter Andern der Kutscher, der Jemand überfährt und dadurch tödtet, als Mörder hingerichtet. Durch ihn ist ein Mensch ums Leben gekommen; diesen Gesichtspunkt faßt das Gesetz ausschließlich auf. Eben so wird der Gefangenwärter, der einen Verbrecher entkommen läßt, hingerichtet, und dieselbe Strafe trifft die Frau, welche bei Lebzeiten ihres ersten Mannes zum zweiten Male heirathet. Mit der Todesstrafe belegt man den Diener, der gegen seinen Herrn die Hand erhebt, den Dieb, wenn die gestohlene Summe einen bedeutenden Werth hat, und noch viele andere Verbrechen. Für diejenigen Vergehen, welche nicht mit dem Tode bestraft werden, sind Prügelstrafen angedroht. Geldbußen wendet man in Japan nicht an, weil der Reiche vor dem Armen einen ungerechten Vorzug bekommen würde. In der Praxis wird dadurch eine gewisse Milde herbeigeführt, daß Vergehen, die sich nicht gegen den Staat richten, von dem Beschädigten verfolgt werden müssen. Da jeder gerichtliche Schritt mit Kosten verknüpft ist, so unterbleibt die Anzeige oft und der Verbrecher kommt mit den polizeilichen Nachtheilen seiner That davon. Die Polizei erfährt Alles und vergißt nichts.

Mit der Todesstrafe verbindet sich Vermögensschiebung und die Familie des Verbrechers wird von unauslöschlicher Schande getroffen. Wer in Japan etwas begangen hat, worauf der Tod steht, wird sich daher womöglich selbst entleiben. Bei den Vornehmen ist der Selbstmord in solchen Fällen allgemein üblich und hat immer die Form des Harakiri oder Bauchaufschlitzens. Man giebt sogar den Kindern in dieser Kunst Unterricht. Erfolgt die Verhaftung, ehe der Verbrecher sich hat das Leben nehmen können, so besticht die Familie den Henker, daß er ihn auf der Folter tödte. Vor dem Gesetz gilt er nun für unschuldig, die Familie erhält die Leiche zurück und Ehre und Vermögen sind gerettet. Ist ein Todesurtheil ausgesprochen worden, so vollzieht man es öffentlich und nicht selten mit Grausamkeit. Das Enthaupten ist die gewöhnlichste Strafe, aber auch das Kreuzigen und das Verbrennen kommen vor. Schwere Verbrechen zerfleischt der Henker mit Säbelhieben, und er muß es verstehen, sechzehn Streiche zu führen, ohne daß er den Tod giebt. Junge Adlige pflegen ihre Waffen dazu herzugeben, um sie einzuweihen oder die Güte derselben zu prüfen.

Die gewöhnlichen Gefängnisse haben eine menschliche Einrichtung, und die Gefangenen finden darin Luft, Licht, Wärme und eine angemessene Nahrung.

Klein sind diese Gefängnisse allerdings und der japanische Name Koya oder Käfig paßt daher auf sie vollkommen. Hat sich der Verbrecher aber schuldig bekant und ist sein Verbrechen ein schweres, so wirft man ihn in einen Kerker, der durch den Namen Goguya oder Hölle hinreichend bezeichnet wird. Die einzige Oeffnung desselben ist ein Loch in der Decke. Der Gefangene erhält die schlechteste Nahrung, man gestattet ihm kein Bett, und seine einzige Bekleidung ist ein Gürtel von Stroh, das Zeichen der Schande. In allen Fällen erfolgt übrigens die Entscheidung der Gerichte sehr schnell, so daß von langer Haft keine Rede ist. Wie allgemein anerkannt wird, nimmt man bei den Urtheilssprüchen auf Rang und Reichthum keine Rücksicht. Da man die Folter bis zum Uebermaß anwendet, so können Justizmorde nicht selten sein. Falsche Ankläger werden jedoch mit Härte bestraft, und man erzählt von Fällen, wo schon ein leichtsinnig geleisteter falscher Eid mit dem Tode bestraft worden ist.

Mit großer Umsicht sorgt man dafür, daß alle Klassen mit den Gesetzen bekannt werden. In jedem Orte befindet sich eine Schau-  
bühne, die von einem Sitzer umgeben ist. Hier wird jedes neue Gesetz mit lauter Stimme ausgerufen und später angeheftet, damit Jedermann es vor Augen habe. Die Polizeiverordnungen werden auf dieselbe Weise bekannt gemacht.

Der Erziehung giebt man eine solche Richtung, daß Gehorsam als die erste aller menschlichen Pflichten eingeschärft wird. Lesen, schreiben und vaterländische Geschichte lernt jeder Japaner, den ärmsten Arbeiter nicht ausgenommen. Die höhern Klassen unterweist man außerdem in Allem, was sie für das tägliche Leben brauchen, insbesondere in allen Höflichkeitsformen und Regeln der Etikette, die in Japan eine so große Rolle spielen. Der Knabe erfährt ferner, welche Tage für bestimmte Geschäfte Glück oder Unglück bringen, und man macht ihn mit den Anfangsgründen der Mathematik, mit der Gymnastik und mit dem großen Geheimniß des Harakiri bekannt. Er erfährt auf das genaueste, wie er sich den Bauch aufschlitzen muß, und in welchen Fällen der Selbstmord für einen gebildeten Mann zur



Mann und Frau der arbeitenden Klasse.



Pflicht wird. Die Erziehung der Mädchen hat vor der unserigen in der Beziehung den Vorzug, daß man dabei die künftige Hausfrau ins Auge faßt. Der Unterricht erstreckt sich nämlich auch auf feine Nadelarbeiten und auf die Haushaltung. Mit funfzehn Jahren ist die Erziehung beider Geschlechter vollendet. Dem Knaben scheidet man nun den Kopf und giebt ihm einen andern Namen. Dieser Namenswechsel kommt noch öfter vor, z. B. bei jeder Beförderung zu einem höhern Amte.

Die Bewohner des eigentlichen Japan oder der drei Inseln Nippon, Siko und Kiusiu gehören zu der großen mongolischen Völkfamilie, bilden aber einen eigenthümlichen, von dem chinesischen wesentlich verschiedenen Theil derselben. Die chinesische Sprache ist einsilbig, die japanische mehrsilbig, und zwar in dem Grade, daß das japanische Wort für unser „ich“ (watakusi) vierfilbig und die Mehrzahl „wir“ (watakusidomo) sogar sechsfilbig ist. Diese Sprache ist sehr reich und hat einen weichen, angenehmen Klang. Ihre 48 Buchstaben werden durch beigefügte Zeichen, durch die man die Aussprache angebt, verdoppelt. Klaproth ist bei seinen Forschungen zu dem Resultat gekommen, daß die Kunst des Schreibens in Japan bis 284 v. Chr. unbekannt war. In jenem Jahre schickte der regierende Fürst eine Gesandtschaft nach Korea, die sich mit der Literatur der Chinesen bekannt machen mußte, damit sie nach ihrer Rückkehr dem Volke Lehrer geben könne. Daraus erklärt sich, daß in Japan neben vier eignen Schriftarten, welche später entstanden sind, auch die chinesische im Gebrauch ist, und daß die Japaner gleich ihren westlichen Nachbarn mit senkrecht stehenden Zeilen und von der Rechten zur Linken schreiben. In manchen Büchern wendet man alle fünf zusammen an, damit das Ganze ein möglichst gelehrtes Aussehen erhalte.

Das gebräuchlichste ist das Alphabet Katakana, dessen Name „Theil von Buchstaben“ daher stammt, daß es den chinesischen Charakteren entnommen ist. Es hat 48 wirkliche Buchstaben. Die übrigen drei Alphabete bestehen ebenfalls aus chinesischen Charaktere, die keine einzelnen Laute, sondern Begriffe darstellen, und deren man sich mit Vorliebe bedient, hinzu, so erhält man einen Reichthum von Schriftzeichen, der es sehr begreiflich macht, daß das bloße Lesen- und Schreibenlernen bei den Japanern keine Kleinigkeit ist. In Nebenstehendem geben wir das Katakana-Alphabet.

Die Buchdruckerkunst ist seit Jahrhunderten bekannt, besitzt aber keine beweglichen Typen und verwendet Holztafeln, auf denen die Charaktere eingeschnitten sind.

Die japanische Literatur umfaßt Werke über die Geschichte, Erdkunde und Reisen, Philosophie und Naturgeschichte, Encyclopädien, Schauspiele und Gedichte. Die holländischen Schriftsteller sprechen von dieser Literatur mit hoher Achtung; was wir aber von den japanischen Werken durch Uebersetzungen kennen gelernt haben, rechtfertigt dieses günstige Urtheil keineswegs. Klaproth hat uns mit einem geographischen und Titsingh mit einem geschichtlichen Werke der Japaner bekannt gemacht. Das geographische ist noch das beste, denn es giebt wenigstens eine genaue Beschreibung von Korea, den Liu-kiu und den Kurilen. Der

Fehler der Trockenheit, der ihm anklebt, tritt uns in dem geschichtlichen Werke in demselben Grade entgegen und verbindet sich mit plumper Schwerefülligkeit. Dieses geschichtliche Werk enthält die Jahrbücher des kaiserlichen Palastes und giebt unter diesem Titel nichts als ein Verzeichniß von Geburten, Heirathen, Krankhei-

イ I.	キ Tschü oder Dschü.	ヨ Yo.	ラ Ra oder La.	ヤ Ya.	ア A.	エ Ye.
ロ Ro oder Lo.	リ Ri oder Li.	タ Ta, Da.	ム Mu.	マ Ma.	サ Sa, Za.	ヒ Hi oder Fi, Bi, Pi.
ハ Ha oder Fa, Ba, Pa.	ヌ Nu.	レ Re oder Le.	ウ U.	ケ Ke, Ge.	キ Ki, Gi.	モ Mo.
ニ Ni.	ル Ru oder Lu.	ソ So, Zo.	井 I und Wi.	フ Fu, Bu, Pu.	ユ Yu.	セ Se od. Sche. Ze od. Zhe.
ホ Ho oder Fo, Bo, Po.	ワ Wo.	ツ Tsu, Dzu.	ノ No.	コ Ko, Go.	メ Me.	ス Su, Zu.
ヘ He oder Fe, Be, Pe.	ワ Wa.	子 Ne.	オ O.	エ Ye.	ミ Mi.	ン Ng oder 'n.
ト To, Do.	カ Ka, Ga.	ナ Na.	ク Ku, Gu.	テ Te, De.	シ Si od. Schi. Zi oder Zhi.	マ <sup>*)</sup> Nigori. o Maru.

<sup>\*)</sup> Dieses Zeichen giebt dem Anfangsbuchstaben einen härtern Klang, während das folgende, Maru genannt, das h oder f mehrstübiger Werte in p verwandelt.

## Das japanische Alphabet.

ten, Todesfällen, Wallfahrten und Aufständen. Die Jahrbücher der Sioguns, die wir ebenfalls durch Titsingh kennen gelernt haben, können wir hier nicht rechnen, da sie augenscheinlich Einschleissel aus andern Quellen erhalten haben. Die philosophischen Werke theilen sich in zwei Klassen, von denen sich die eine mit Sittenregeln, die andere mit der Götterlehre beschäftigt. Die encyclopädischen Werke sind im Grunde blos Bilderbücher mit Erläuterungen, die bald nach dem Alphabet

aufeinander folgen, bald nach einem ganz unwissenschaftlichen und launenhaften System angeordnet sind.

Von den dichterischen Werken der Japaner hat man uns nichts als einige Proben mitgetheilt, aus denen wir schließen müssen, daß man bloß die Formen des Liedes, des Lehrgedichts, der Ballade und Romanze kennt. Die Lieder stehen unserer Gefühlsweise am nächsten und sind einfach und wahr empfunden. Die Schauspiele entnehmen ihre Stoffe hauptsächlich der Sage oder der Geschichte des Landes und schildern die Thaten und Schicksale der alten Helden und Götter. Einige wenige beschäftigen sich mit erdichteten Liebesabenteuern und noch andere wollen die Hauptfäße der Sittenlehre in lebenden Bildern vorführen. In den geschichtlichen Schauspielen tritt der Durst nach Rache als nationale Eigenthümlichkeit besonders hervor und ganze Scenen sind nichts als die Darstellung der Folterqualen, denen der siegreiche Held seine Gegner unterwirft. Das Schauspiel begleitet die Hauptperson gewöhnlich von der Geburt bis zum Tode und folgt ihr nicht bloß von Insel zu Insel, sondern sogar von der Erde in den Himmel. Von Einheit oder auch nur Zusammenhang der Handlung ist keine Spur zu finden, und das einzige dramatische Gesetz scheint das zu sein, daß nicht mehr als zwei Personen zugleich auf der Bühne stehen dürfen. In die ernstern Scenen werden heitere verflochten.

Die Schauspielkunst scheint ganz im Vortrage aufzugehen. Kann ein Schauspieler eine Viertelstunde lang in einem unnatürlichen Tone leidenschaftlich sprechen, so gilt er für einen großen Künstler. Den höchsten Gipfel ersteigt er, wenn es ihm möglich ist, in demselben Stück verschiedene Charaktere darzustellen. Die Decorationen sind glänzend, aber da man die Perspektive in Japan nicht kennt, so können sie auf einen künstlerischen Charakter keinen Anspruch machen.

Die Darstellungen beginnen in einer frühen Nachmittagsstunde und enden spät am Abend. Häufig giebt man drei Stücke, aber nicht so, daß man das eine Drama ausspielt und dann erst das zweite folgen läßt, sondern in Bruchstücken, indem man die ersten Aufzüge jedes Stücks aufeinander folgen läßt, dann mit den zweiten Aufzügen beginnt und so bis zum Schlusse fortfährt. Vielleicht liegt der Grund dieser eigenthümlichen Einrichtung darin, daß die in jedem Stück beschäftigten Schauspieler, wenn man die Aufzüge hintereinander weg spielte, zu müde werden würden. Durch diesen Grund erklärt man auch, daß keine Frauen die Bühne betreten und ihre Rollen von Knaben gegeben werden. Wir sollten jedoch meinen, daß eine Frau dem ermüdenden japanischen Vortrage immer noch besser gewachsen sein müßte als ein Knabe.

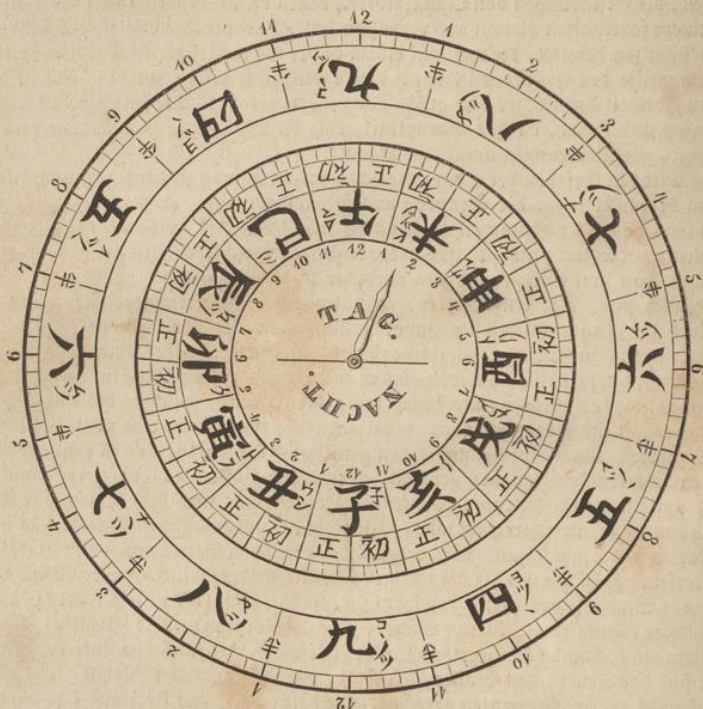
Die Arzneikunde und die Astronomie sind die beiden Wissenschaften, welche in Japan die meiste Pflege finden. Den japanischen Aerzten gereicht es zur Ehre, daß sie die Erfinder der Acupunktur und der Mora sind. Sie haben in der Anwendung der Nadel eine außerordentliche Geschicklichkeit, und unverdächtige Augenzengen erzählen von Fällen, wo die schrecklichsten Krankheitsercheinungen, welche allen andern Heilmitteln widerstanden, nach Anwendung der Nadel wie durch einen Zauber gebannt sofort verschwanden. Die Verfertigung der Nadeln bildet einen eignen Geschäftszweig, der mit großer Sorgfalt betrieben werden

muß. Sie müssen von Gold oder Silber sein, eine tadellose Glätte und eine äußerst feine Spitze haben; auch darf nicht der geringste Zusatz von Kupfer oder andern Metall vorkommen; die Mora hat ihren Namen von einer Moosart, die man auf dem kranken Theile abbrennen läßt. Die Arzneien werden sämmtlich aus dem Pflanzen- und Thierreiche genommen; die Benutzung mineralischer Mittel verbietet der Mangel an chemischen Kenntnissen. Man hat übrigens auch Wundermittel, die Erfindungen von Quacksalbern, denen die Leichtgläubigkeit des Volkes zu einem fabelhaften Reichthum verholfen hat. Das berühmteste ist ein Pulver, aus Pflanzen bereitet, die man auf einem in der Sage berühmten Berge sammelt. Die Familie des Erfinders ist durch dieses Pulver so reich geworden, daß sie der Schutzgottheit des Berges drei große Tempel errichtet hat. Die Anatomie ist leider gänzlich unbekannt, da das Vorurtheil, daß die Verührung von Todten verunreinige, Zergliederungen unmöglich macht.

Mit den Gesetzen der Himmelserscheinungen ist man ziemlich genau bekannt. Man berechnet sogar die Sonnen- und Mondfinsternisse, wozu man allerdings von Europäern Anleitung erhalten haben mag. Die Art, wie man das Jahr berechnet und die Zeit eintheilt, ist von der unserigen verschieden. In der Chronologie benutzt man drei Cyklen, die von einander unabhängig und neben einander in Gebrauch sind. Der einfachste ist der Dai oder die Regierungszeit des Mikado. Stirbt der Kaiser mitten im Jahr, so läßt man den Dai seines Nachfolgers doch erst mit dem nächsten Neujahr beginnen. Der zweite Cyklus, Nengo genannt, ist eine rein willkürliche Periode, da er mit irgend einer wichtigen Begebenheit anfängt, die der Mikado auszeichnen will, und die so lange läuft, bis eine andere Begebenheit für bedeutsam genug gehalten wird, um mit ihr eine neue Rechnung zu beginnen. Nach dem Nengo werden gewöhnlich die Zeitangaben in den geschichtlichen Werken der Japaner gemacht. Der dritte Cyklus ist ein astronomischer und umfaßt einen Zeitraum von sechzig Jahren, der nach dem Thierkreise und nach den Elementen berechnet wird. Die Zeichen des japanischen Thierkreises sind andere wie die unserigen. Wir geben die japanischen Bezeichnungen in deutscher Uebersetzung, indem wir die bei uns gebräuchlichen Namen in Klammern beifügen: Maus (Widder), Kuh (Stier), Tiger (Zwillinge), Hase (Krebs), Drache (Löwe), Schlange (Jungfrau), Pferd (Wage), Ziege (Skorpion), Affe (Schütze), Hahn (Steinbock), Hund (Wassermann), Eber (Fische). Die fünf Elemente der Japaner sind das Feuer, das Wasser, die Erde, das Holz und das Metall. Die Luft wird nicht zu den Elementen gerechnet, die dafür durch das Holz und das Metall bereichert werden. Durch eine sehr verwickelte und für uns geradezu unverständliche Verbindung der fünf Elemente mit den zwölf Zeichen des Thierkreises erhält man sechzig Figuren, von denen jede ein Jahr des astronomischen Cyklus darstellt.

Das japanische Jahr ist kein Sonnenjahr, sondern ein Mondjahr und wird wie das unserige in zwölf Monate getheilt. Dennoch hat es nicht 336, sondern 354 Tage, da der Mikado mehreren Monaten zwei Tage hinzufügt. Da das wirkliche Sonnenjahr auf diese Weise noch nicht erreicht wird, so schiebt man alle drei Jahre

einen Monat ein, dem man die erforderliche Länge giebt. Dieses Schaltjahr besteht aus 384 Tagen. Das Jahr beginnt mit unserm Februar, und den Monaten giebt man Namen, welche entweder den Naturerscheinungen oder den Festen des Zeitabschnitts entsprechen. So hat man einen Monat der geselligen Freude (Februar), des Kleiderwechsels (März), der Knospen (April), der Blüten (Mai), des Umpflanzens (Juni), der Trockenheit (Juli), des Briefwechsels (August),



Bijerblatt einer japanischen Uhr.

der fallenden Blätter (September), der langen Nächte (Oktober), der Götterlosigkeit (November, weil die Götter in diesem Monat auf Besuch beim Mikado sind), des Schnees (Dezember) und des Jahreschlusses (Januar).

Die Eintheilung des Tages in Stunden ist eine sonderbare. Von den zwölf Stunden, die der Tag in Japan hat, treffen in jeder Jahreszeit sechs auf den Tag und sechs auf die Nacht. Daraus folgt, daß die Stunden des Tags, vom Anfang bis zum Untergang der Sonne, bloß während der Tag- und Nachtgleiche

dieselbe Länge wie die Stunden der Nacht haben. Im Sommer sind die Stunden des Tags, im Winter die der Nacht länger. Eigentlich sollte man die Länge der Stunden von Tag zu Tag oder wenigstens von Woche zu Woche festsetzen, aber diese Mühe giebt man sich nicht und begnügt sich damit, jedes Vierteljahr bekannt zu machen, welche Länge während der nächsten drei Monate die Stunden des Tages und die der Nacht haben werden.

Uhren sind seit langer Zeit bekannt und man sieht selbst sehr künstliche. Eine derselben beschreibt Meylan auf folgende Weise: „Die Uhr befindet sich in einem Rahmen von 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite und stellt eine von der Mittags-sonne beleuchtete Landschaft dar. Pflaumen- und Kirschbäume in voller Blüte schmücken den Vordergrund, in dem man auch andere Gewächse sieht. Den Hintergrund bildet ein Berg, von dem, künstlich durch Glas nachgeahmt, ein Bach herabstürzt und einen Fluß bildet, der sich theils zwischen Felsen hindurchwindet, theils mitten durch die Landschaft strömt, bis er sich in einem Tannenwalde verliert. Am Himmel steht eine goldne Sonne und zeigt durch ihre Bewegung die Stunden an. Am untern Theile des Rahmens sind die zwölf Stunden des Tages und der Nacht angegeben und eine kriechende Schildkröte dient als Zeiger. Ein Vogel auf dem Aste eines Pflaumenbaumes singt nach jeder Stunde und schlägt mit den Flügeln. Sobald er aufhört zu singen, schlägt eine Glocke und eine Maus kommt aus einer Höhle und läuft über den Berg.“

Die Kenntnisse der Japaner in der Mathematik, in der Trigonometrie und in der Mechanik sind beschränkter Natur. Sie verstehen Kanäle zu bauen, die hauptsächlich zur Bewässerung dienen, und haben Brücken verschiedener Art. Auch Maschinen sind bekannt, werden aber grundsätzlich nicht angewendet. Als die Holländer einmal das Modell einer Delmühle anboten, wies der Siogun es zurück, weil eine Delmühle zwar eine sinnreiche Erfindung sei, aber den zahlreichen Japanern, die von der Bereitung des Dels lebten, ihr Brot nehmen werde. Was sich über die Künste, die Gewerbe und den Handel sagen läßt, bestimmen wir für die spätern Abschnitte des Buchs.

Unser Urtheil über den heutigen Zustand der Japaner läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Sie sind nichts weniger als Wilde oder Barbaren, sondern ein altes Kulturvolk, das durch die ihm inwohnende Triebkraft und durch Elemente, die ihm von außen zugeführt wurden, auf eine gewisse Bildungsstufe gehoben wurde, wo es stehen blieb und einrostete. Von seiner Ohnmacht, sich ohne Aufgabe seiner Eigenthümlichkeit höher aufwärts zu schwingen, instinktartig durchdrungen, oder vielleicht in dem Erreichten das höchste für sein Wesen Wünschenswerthe erkennend, gab sich dieses merkwürdige Volk eine Verfassung und Gesetze, die sowohl den Fortschritt als den Rückschritt fast unmöglich machten. Es erreichte um den Preis seiner Weiterbildung das orientalische Ideal der Ruhe, so weit es sich überhaupt erreichen läßt. Dabei versumpfte aber das japanische Leben nie in dem Grade, daß sich ein chinesisches Hochmuth, ein Glaube an die eigne Unübertrefflichkeit ausgebildet hätte. Im Gegentheil blieb ein Drang nach Vervollkommnung, den man nicht anders dem Princip der Unbeweglichkeit unterordnen konnte.

als indem man das Land gegen die höhern Kulturen des Auslandes absperrte. Zwei Jahrhunderte lang wiederholten sich die Versuche der Europäer, Zugang zu gewinnen, ohne Erfolg. Zeigte sich ein Schiff in einem japanischen Hafen, so wiesen die Behörden mit unerschütterlicher Ruhe jeden Handelsverkehr ab, weil kein Bedürfnis dazu vorhanden sei, erfüllten aber gewissenhaft die Pflichten der Menschlichkeit, indem sie die Fremden mit allem Nöthigen versahen, wofür nie Geld genommen wurde. Das mehrmals angewendete Mittel, dadurch Eingang zu gewinnen, daß man schiffbrüchige Japaner zurückführte, versagte nie. Die Schranke blieb unübersteiglich, und die Holländer trafen nicht ungegründete Verdacht, daß sie aus Handelsseifer sucht die Abneigung der Japaner gegen alle Fremden nährten. Daß man sie von allen seefahrenden Völkern allein zuließ, mußten sie mit schweren Demüthigungen bezahlen. Auf der kleinen künstlichen Insel der Bucht von Nagasaki, wo sie ihre Waarenlager hatten, waren sie Gefangene, und nie ließ sich ein Beamter des Landes herbei, sie als ebenbürtig zu behandeln. Dennoch war es für die Wissenschaft ein Gewinn, daß wenigstens ein Kulturvolk in Verbindung mit dem östlichsten Lande blieb, wenn auch bis auf Siebold Alles, was aus der winzigen Ausgangsthür von Desima in die Welt drang, so lückenhaft war, daß das Verlangen, eine bessere Kunde von Japan zu bekommen, immer lebhaft sich äußerte.

In unserm Jahrhundert fanden die Nordamerikaner endlich den Schlüssel zu Japan, den man so lange vergeblich gesucht hatte. Von den vergeblichen Bemühungen ihrer Vorgänger und von ihren eignen Erfolgen haben wir nun zu erzählen.



Japanisches Götzenbild und Mäucherkerzen.